

DIE WELTWOCHEN



Aufstand der Lehrer

Die Basis wehrt sich gegen die chaotischen Reformen.

Von Philipp Gut

Missbrauchtes Vertrauen

Ein angesehenes Gutachter geißelt die Geschäftspraktiken der Credit Suisse.

Von René Lüchinger

«Tiere sind unbestechlicher als Menschen»

Gespräch mit der Zirkusprinzessin Géraldine Knie. *Von Daniele Muscionico*

Kommen Sie auf unsere Seite.

Ist es nicht Zeit für eine berufliche
Vorsorge ohne Risiko?



100 % Sicherheitsgarantie / Berufliche Vorsorge

Mit unserer Vollversicherung erhalten Sie eine berufliche Vorsorgelösung, auf die Sie sich als KMU auch in turbulenten Zeiten auf dem Finanzmarkt verlassen können. So sind die Vorsorgegelder Ihrer Mitarbeitenden zu keinem Zeitpunkt dem Kapitalmarktrisiko ausgesetzt – und dennoch ist die Lösung individuell auf Ihre betriebsspezifischen Bedürfnisse zugeschnitten. Wir beraten Sie gerne persönlich unter 0800 809 809 oder axa-winterthur.ch

 **winterthur**
Vorsorge / **neu definiert**

Intern

Der Lehrerberuf, einst von einer Aura der Autorität umgeben, befindet sich in einer Krise. Das gesellschaftliche Ansehen ist gesunken, die Belastungen steigen. Es sind nicht, wie häufig vermutet, schwierige Schüler, die den Lehrern am meisten zu schaffen machen. Kulturchef Philipp Gut hat sich für unsere Titelgeschichte in Lehrerzimmern der Deutschschweiz umgehört. Der erstaunliche Befund: Als grösste Zumutung wird der administrative Mehraufwand genannt, verursacht durch eine Vielzahl von Reformbaustellen. Manche Lehrer empfinden es als bittere Ironie: Verwaltung und Politik, die ihnen das Handwerk



Reformbaustellen: Lehrer Goepfert.

durch gute Bedingungen erleichtern sollten, erschweren es. Lange haben die Lehrer geschwiegen. Jetzt proben sie den Widerstand. Es könne nicht sein, dass die Schule über ihre Köpfe hinweg umgekrempelt werde – mit Ideen und Konzepten, die in der Praxis nichts taugen. **Seite 28**

Die «Arena» des Schweizer Fernsehens war in den neunziger Jahren die Sendung schlechthin: Sie bestimmte die politische Agenda, die einflussreichsten Politiker und Wirtschaftsführer des Landes strebten vor die Kamera, im Parlament schien es noch langweiliger als sonst geworden zu sein. Von diesem Stellenwert hat die heutige «Arena» viel eingebüsst: Aus politischen Gründen wurde die inszenierte Kontroverse jahrelang entschärft und frisiert. Bald dümpelten die Einschaltquoten. Mit Reto Brennwald schickte die Chefredaktion des Fernsehens einen ihrer besten Moderatoren in die «Arena», um die Sendung zu

retten. «Konfrontativer» wollte man es wieder, vor allem sollte die «Arena» erneut ein wichtiger Fixpunkt werden. Brennwald heilte die Quoten, doch mit der politischen Bedeutung hapert es nach wie vor. Der neue Dompfeurer macht einen gequälten Eindruck. Denn er steht vor einer unlösbaren Aufgabe. Daniela Niederberger über das Moderieren in Zeiten der verordneten Konkordanz. **Seite 36**

Sie war sofort und ohne Umschweife zu einem Interview bereit, obwohl Géraldine Katharina Knie sich um die Presse nicht bemühen müsste. Diese ist ihr auch so wohlgelegen. Ihr dann bei den Proben zuzusehen, mit ihr im Zirkuszelt zu sitzen vor der Vorstellung und zu sehen, mit welcher Wachheit und Leidenschaft sie über ihre Pferde spricht und die Tiere dann in der Manege lobt und liebt, das war für Daniele Muscionico eine Begegnung der unerwartet glaubwürdigen Art. Géraldine Knie ist ohne Zweifel eine Prinzessin. **Seite 48**



Leidenschaft: Zirkusprinzessin Knie.

Die Schriftstellerin Sibylle Berg, weder weitgereist noch eine Asienkennerin, wie sie über sich selbst sagt, fuhr aus Versehen nach Hua Hin in Thailand, weil das nach König klang und nach geharkten Spazierwegen. Was sich ihr dort zeigte, war das ganz normale Elend einer Boom-Gegend. Eine Anti-Reise-Geschichte, passend zur Krise, auf **Seite 44**.

Herzlich begrüssen wir auf der Redaktion unsere neue Layoutverantwortliche Catharina Clajus. Sie stösst vom *Hamburger Abendblatt* zu uns, wo sie zuletzt als stellvertretende Art-Direktorin engagiert war. Wir wünschen der neuen Kollegin einen guten Start.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Markus Somm
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:
Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler, Philipp Gut (*Leitung Kultur*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttig

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

citiz

high design by *Nespresso*



NESPRESSO[®]
Die Seele des Kaffees



Handgravur der Schmetterlingsbrücke für das Kaliber 66

Die Panolnverse XL.

Kleine filigrane Details, mit größtem Fingerspitzengefühl kunstvoll graviert, machen diese Uhr zu einem unverwechselbaren Unikat. Ihr Handaufzugwerk Kaliber 66 ist feinste Mechanik, von Hand gefertigt in der großen Tradition der Uhrenmanufaktur Glashütte Original. Erfahren Sie mehr über uns unter www.glashuette-original.com.

Handwerkskunst.
Kunsth Handwerk.

Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY

BASEL: Gübelin, Freie Straße 27, Tel. (061) 2 61 40 33; **Kurz AG**, Freie Straße 39, Tel. (061) 2 69 60 60; **BERN:** Gübelin, Bahnhofplatz 11, Tel. (031) 3 10 50 30; **CRANS-MONTANA:** Boutique Tourbillon, Rue du Prado 6, Tel. (027) 4 80 47 74; **DAVOS PLATZ:** André Hirschi, Promenade 52, Tel. (081) 4 13 49 49; **GENÈVE:** Bijouterie Bader, Rue de la Confédération 11, Tel. (022) 3 11 70 76; **GÜBELIN**, 1, Place du Molard, Tel. (022) 3 10 86 55; **LAUSANNE:** Boutique Tourbillon, Place St-Francois 4, Tel. (021) 3 23 51 45; **LUGANO:** Boutique Tourbillon, Via Nassa 3, Tel. (091) 9 23 71 71; **GÜBELIN**, Via Nassa 7, Tel. (091) 9 23 78 01; **LUZERN:** Gübelin, Schweizerhofquai 1, Tel. (041) 4 17 00 21; **Kurz AG**, Weggisgasse 25, Tel. (041) 4 19 40 20; **MONTREUX:** Boutique Tourbillon, Fairmont Le Montreux Palace, Grand Rue 100, Tel. (021) 9 65 18 50; **SAMNAUN:** Zegg Watches & Jewellery, Einkaufszentrum Samnaun, Tel. (081) 8 61 90 03; **ST. MORITZ:** Boutique Tourbillon, Via Serlas 24, Tel. (081) 8 34 81 40; **GÜBELIN**, Palace Galerie, Tel. (081) 8 33 77 44; **WETZIKON:** SCHOLL, Bahnhofstrasse 111, Tel. (044) 9 30 03 88; **ZERMATT:** Swiss Lion AG, Bahnhofstrasse 33, Tel. (027) 9 67 80 50; **ZÜRICH:** Gübelin, Bahnhofstraße 36, Tel. (044) 2 21 38 88; **Kurz AG**, Bahnhofstraße 80, Tel. (044) 2 19 77 77;

Roger Köppel

Editorial

Die G-20 ist keine legitime Organisation. Was der Bundesrat vom HC Davos lernen könnte. Francis Ford Coppola.

Letzte Woche tagte die G-20 in London. Das Treffen wurde vom *Spiegel* als «ein starkes Signal der Hoffnung für die Welt» gedeutet. Der Zürcher *Tages-Anzeiger* schwärmte von einer Art neuen Weltordnung. Allenthalben wurden die Beschlüsse und Vorstösse der G-20 gelobt, auch wenn man sich drastischere Massnahmen und weiter reichende Initiativen gewünscht hätte. Da und dort klang eine gewisse Ernüchterung darüber an, dass die G-20 ja eigentlich keine Weltregierung sei, aber doch wenigstens ansatzweise das Potenzial zu einer solchen hätte.

Der Skeptiker runzelte derweil die Stirn und fragte sich: Was eigentlich ist die G-20? Ein exklusiver Klub der Staatschefs? Eine Selbsterfahrungsgruppe überfordertes Politiker? Eine spontane Versammlung von Regierungschefs, die sich selber das Hochamt der Weltrettung übertragen haben? Das Mandat ist unklar, die Rechtsgrundlage dürr, nicht einmal Statuten sind bekannt. Die Selbstinszenierung erfolgte nach dem Drehbuch von Zusammenkünften, wie sie einst die Monarchen Europas auf Kosten ihrer Untertanen zelebrierten. Unglaublich ist, dass die G-20 neben allerlei Zusagen und Subventionen auch Sanktionen verabschiedete, ausnahmslos gegen Staaten, die nicht eingeladen waren, wie die Schweiz. Dennoch bleibt die Autoritätsanmassung der grossen Industrienationen unbestritten. Die Macht setzt das Recht. In der Schweiz würden Politiker, die so freihändig Geld ausgeben und Normen setzen, durch die direkte Demokratie gestoppt. Die internationale Rechtsgemeinschaft ist eine Unrechtsgemeinschaft, die durch Zusammenschluss ihre Interessen ungehindert durchzudrücken hofft.

Die beste Nachricht der letzten Woche war die Wahl des früheren dänischen Ministerpräsidenten Anders Fogh Rasmussen zum neuen Generalsekretär der Nato. Der liberal-konservative Ökonom und Politiker machte sich unbeliebt, als er im Karikaturenstreit, eigentlich selbstverständlich, auf dem abendländischen Recht auf freie Rede beharrte. Er war kein Scharfmacher wider den Islam, aber doch eine prinzipienfeste Stimme, die an den Standards offener Gesellschaften festhielt, indem sie ihren Gegnern erwiderte, dass Religion nicht zu einem Bereich erklärt werden könne, «der von der Kritik ausgenommen ist».



Brandgefährliches Kontereishockey.

Steht der Londoner Gipfel von letzter Woche für eine Rückkehr der grossen Politik? Verschiebt sich die Balance nach den zaghaften Deregulierungen der Thatcher- und Reagan-Jahre wieder stärker Richtung Staat? Das wird aus einleuchtenden Gründen nicht geschehen. Die Finanzblase ist geplatzt, die gewaltigen Steuererträge der Bubble-Konjunktur versiegen. Die Heuchelei der Umverteiler besteht darin, dass sie heute die Exzesse verdammen, von denen sie in den Jahren zuvor massiv profitierten. Während die Manager geteert und gefedert werden, darf der Staat auf den Erträgen sitzenbleiben.

Das Polster freilich schwindet. Bald wird Sparsamkeit gefragt sein. Schlechte Zeiten sind Boomjahre für Unternehmer, nicht für ausgabenfreudige Politiker. Knorrige, kantige Gestalten werden in die Arena steigen oder zurückkehren. Der neue UBS-Chef Grübel ist ein Vorbote. Es ist kein Zufall, dass trotz der Misere die linken Parteien darben. Die Leute vertrauen keiner Politik, die in mageren Jahren auf Verschuldung setzt.

Eishockey-Play-off-Final, Kloten gegen den HC Davos, die ersten beiden Heimpartien der Unterländer. Obschon meine Sympathien klar beim eleganten, technisch talentierteren Zürcher Dorfklub liegen, lieferten die Gäste zähes Präzisionshandwerk. Aus dem gesicherten Réduit einer hochkompakten Abwehr produzierten die Bündner brandgefährliches Kontereishockey. Von Trainer Del Curto fana-

tisch auf Nahkampf eingestellt, gab die Mannschaft keinen Zentimeter Boden preis. Hinten wurde ein undurchdringlicher Riegel hochgezogen, vorne hobelten und ellenbögelten sich die Stürmer in die gegnerische Abwehrzone. Selten wurde die kreative Kraft der Verhinderung auf diesem Leistungsniveau vorgeführt. Kam es zu Rangeleien, bestachen die Bergler durch Frechheit am Rande des Erlaubten. Sie provozierten, rempelten und stocherten, aber im Abschluss gelangen die entscheidenden Tore. Kurzum: Der HCD offenbarte alle Qualitäten, die unsere Landesregierung in der Auseinandersetzung mit der EU und anderen Industrienationen vermissen lässt.

Als sich die Davoser am Samstag aus dem Rückstand retteten, geriet die Schweiz in London auf die «graue Liste». Statt den Entscheid eines Gipfeltreffens, zu dem man nicht einmal eingeladen worden war, kaltschnäuzig zu ignorieren, ging Bern mit der Zusage in die Knie, man werde die ebenfalls in London beschlossene Aufstockung des Internationalen Währungsfonds mit über zehn Milliarden Franken unterstützen. Was für ein Signal: Die Schweiz knickt nicht nur ein, sie bezahlt auch noch dafür. Sportminister Ueli Maurer (SVP) amüsierte sich im zweiten Play-off-Finalspiel auf der Klotener Tribüne bestens. Man kann es auch positiv sehen. Das Land wird demontiert, aber unsere Regierungsmitglieder lassen sich durch nichts erschüttern.

Eben feierte der US-Regisseur Francis Ford Coppola («Der Pate», «Apocalypse Now») seinen siebzigsten Geburtstag. Kein anderer amerikanischer Filmemacher ausser Orson Welles offenbarte eine derartige Spannweite zwischen Brillanz und Untergang. Mehrfach am Rande des Bankrotts und darüber hinaus, bewies der Italo-Amerikaner ungeahnte Nehmerqualitäten. Nicht selten waren seine dank früheren Gewinnen erstandenen Weinberge einträglicher als die Filmprojekte, die im schlimmsten Fall Gigantomanie und Langleweiligkeit bündelten. Hollywood-Kritiker Coppola war interessanterweise immer dann am besten, wenn er Auftragsarbeiten für die verhasste Traumfabrik erledigte. Die disziplinierende Kraft des Marktes hinderte den subversiv veranlagten Genussmenschen wirkungsvoll daran, seinen eigenen Eitelkeiten und künstlerischen Spinnereien zu erliegen.

«Jedes Mal, wenn ich rauswill, ziehen sie mich wieder rein», sagt im letzten Teil der brillanten «Pate»-Trilogie ein ergrauter Al Pacino als Mafiaoberhaupt Michael Corleone, als er sich erfolglos aus dem Verbrechen zurückziehen will. Dem Regisseur erging es wie dem Paten: Sosehr er sich auch bemühte, Hollywood zu überwinden, blieben die Studios sein Schicksal. Coppolas letzter grosser Film war sein wunderbarer Opera-buffa-«Dracula» nach dem Buch von Bram Stoker.



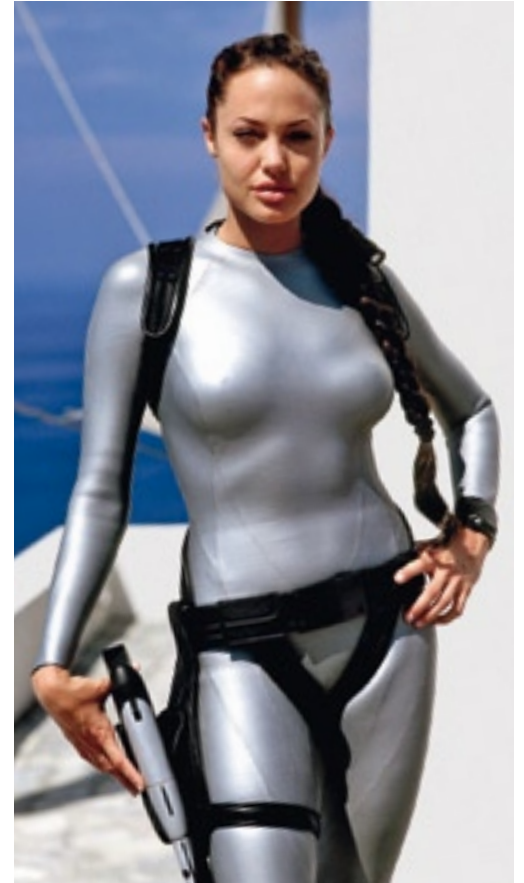
Breitkiefriq: Moderator Brennwald. Seite 36



Sprechwunder: Obamas Teleprompter. Seite 34



Fehltritt: Bundesanwalt Beyeler. Seite 14



Amazone: Angelina Jolie als Lara Croft. Seite 39

Aktuell

- 7 Editorial
- 13 Kommentar Aussenpolitik als Zirkus
- 14 Bundesanwaltschaft Neue Vorwürfe gegen Beyeler
- 15 Essay Verteidigung der Privatsphäre
- 16 Missbrauchtes Vertrauen
Ein angesehener Gutachter geisselt die Geschäftspraktiken der Credit Suisse beim Verkauf von Lehman-Papieren
- 18 Gesundheitspolitik Couchepin in der Krise
- 20 Essay In Italien droht Schmidheiny ein Asbest-Prozess
- 21 Wirtschaft Der G-20-Gipfel stärkt die globale Bürokratie
- 22 Personenkontrolle Miesch, Nicati, Notter
- 22 Die Deutschen Wir Abwracker
- 23 8 Fragen an Depeche-Mode-Sänger Dave Gahan
- 24 Mörgeli St. Galler Hofnarren
- 24 Bodenmann Für Mensch und Melander
- 25 Medien Willkommen in der Gegenwart
- 25 Wortkontrolle «Geschlechtsgerechte Sprache»
- 26 Leserbrief

Hintergrund

- 28 Aufstand der Lehrer
In der Volksschule bleibt kein Stein auf dem andern. Eine Reform folgt der andern. Die Praktiker fragt man nicht
- 30 Bildung Dorfkönig a. D.
- 32 Doppelmoral des Staates
Staatsdiener, die Missstände im Amt publik machen, werden rasch abgestraft
- 34 Präsidiale Sprechhilfe
Der Teleprompter verhilft Rednern zu rhetorischen Höhenflügen. Barack Obama mag nicht ohne
- 36 «Ich bin nicht wie ihr»
Reto Brennwald soll in der «Arena» für Quote sorgen
- 39 Töchter der Liebe und des Kriegs
Die Amazonen sind das faszinierendste Volk der Antike. Es gibt Indizien für ihre reale Existenz
- 42 Ponzis Schneeball
Bernie Madoffs Abzockermethode hat eine lange Tradition
- 44 Schön auf den ersten Blick
In Hua Hin steht der Sommerpalast des thailändischen Königs. Ein Reisebericht
- 46 «Mein Kampf» für Franzosen
Hitlers Buch war im Nachbarland erstaunlich populär
- 47 Universum des Bösen
Die neue Folge des Spiels «Resident Evil» steht in der Kritik

New York

made by Gübelin.



Eine lustvolle Neuinterpretation des Art Déco mit der Grandezza der aufregendsten Metropole: Die neue New York Kollektion aus den Ateliers von Gübelin. Sie überrascht mit Feuereemail in kontrastreicher Farbigekeit, glänzt mit Weissgold und wird überstrahlt durch Brillanten und seltene Smaragde aus Sandawana und Kolumbien.



GÜBELIN

JUWELEN • UHREN



«Hengste sind sehr stark auf eine Person bezogen»: Pferdedresseurin Knie. Seite 48

Interview

48 «Ich habe das perfekte Leben»

Géraldine Knie erzieht Pferde genauso wie Menschen, und ein Leben ausserhalb des Zirkus kann sie sich nur als Alptraum vorstellen

Stil & Kultur

52 Kein schöner Land Peter Ammon, Fotograf

54 Namen Von Tyra Banks bis David Holmes

55 MvH Mein Süden

56 Im Gespräch Peter Rebeiz, Präsident von Caviar House & Prunier

57 Luxus Für den maskulinen Auftritt

58 Auto Ford Focus RS

59 Objekte B&O Advanced Sound System im Audi A8

59 Wein Blauburgunder Reserva 2007

60 Bestseller

60 Rekonvaleszenz der Katze

Jürg Laederach, Ernst Halter, Silvio Huonder: Drei Schweizer Autoren legen neue Bücher vor

62 Jazz Branford Marsalis Quartet

62 Film «Maman est chez le coiffeur»

63 Klassik «Lohengrin» an der Berliner Staatsoper

64 Doppelpass Folge 20

66 Hochzeit Pamela Düscher und Tobias Hügli

Autoren in dieser Ausgabe

Hedwig Appelt



Die Literaturwissenschaftlerin gelangte durch eine Arbeit über Kleists Tragödie «Penthesilea» auf die Spur der Amazonen. Nun hat sie ein ganzes Buch über das faszinierende Frauenvolk geschrieben. Lesen Sie ab Seite 39, warum sie glaubt, dass es die Amazonen wirklich gegeben haben könnte.

Werner Catrina



Der renommierte Wirtschaftsjournalist verfasste bereits 1985 den Bestseller «Der Eternit-Report» über das schwere Asbest-Erbe des Industriellen Stephan Schmidheiny. Auf Seite 20 schreibt er über den Prozess, den jetzt Asbestopfer in Italien gegen Schmidheiny anstrengen wollen.

www.weltwoche.ch

Online-Dossiers

Alle Artikel zu den Themen:

- Bundesanwaltschaft / Tigris
- Bildungspolitik
- Bankgeheimnis
- Finanzkrise
- Obama

finden Sie in unseren Dossiers unter www.weltwoche.ch/dossier

Video: Podium «Die Zukunft der Schweizer Armee»

Bundesrat Ueli Maurer, Brigadier Daniel Lättsch, Buchautor Beni Gafner sowie die Chefredaktoren und Armee-Experten von NZZ, Tages-Anzeiger und Weltwoche: Sie alle diskutierten an einem gemeinsamen Podium der drei Verlage die Zukunft der Schweizer Armee. Die Videos aller Referate und der Podiumsdiskussion sehen Sie jetzt unter www.weltwoche.ch/armeepodium

Platin-Club

Spezialangebot: 40 % Rabatt auf Tickets für die Weltwoche-Soirée «60 Jahre Deutschland»

Leserreise: Weltwoche-Expertenreise Berlin mit Roger Köppel. Jetzt buchen!

Produkt des Monats: 29 % Rabatt auf Netzwerk-Radio Logitech Squeezebox Boom (Fr. 319.- statt Fr. 440.-)

Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

DUFT *des* SCHNEES

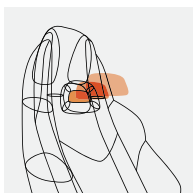
von
308 CC



3 JAHRE ODER 100 000 KM¹



¹Service. Ersatz von Verschleissteilen (exkl. Öl und Bremsflüssigkeit) und Peugeot-Assistance für 3 Jahre oder 100000 km (es gilt das zuerst Erreichte). ²Serienmässig ab Version Platinum. ³Peugeot 308 CC Sport 1.6 VTi 120 PS, CHF 36 500.-. Abgebildetes Fahrzeug: Peugeot 308 CC Platinum 1.6 Turbo 150 PS, inkl. Option Perlmutter-Lackierung, CHF 44 350.-.



AIRWAVE-NACKENHEIZUNG²

Die innovative Airwave-Nackenerwärmung ist in den vorderen Kopfstützen integriert und umhüllt Nacken und Kopf mit warmer Luft. Erleben Sie es selbst bei einer Probefahrt. Übrigens: Der neue Peugeot 308 CC beschert Ihnen bereits ab CHF 36 500.-³ ein besonderes Fahrvergnügen – das ganze Jahr hindurch.

Neuer
308 CC

OFFEN FÜR JEDE JAHRESZEIT.



Die neue Adora SLQ: Waschen mit Weltneuheiten.



PUBLICIS

Das wildeste Wasser der Schweiz: Der Rheinfall.
Das sanfteste Wasser der Welt: ZUGer WetClean.



Die neue Adora SLQ: Der erste und einzige Waschautomat mit den Weltneuheiten ZUGer WetClean und Dampfglätten. Mit ZUGer WetClean können Sie auch Ihre heikelsten Kleider dem Waschautomaten anvertrauen. Und das Programm Dampfglätten macht das Bügeln meistens überflüssig.

A+ Energie-Effizienz **A** Waschwirkung **A** Schleudervirkung

Mehr Infos über unser neues Sortiment Waschen/Trocknen:
Telefon 041 767 67 67, Fax 041 767 62 61, www.vzug.ch, vzug@vzug.ch
oder Coupon an V-ZUG AG, Postfach 59, 6301 Zug.

Name/Vorname _____
Strasse/Nr. _____
PLZ/Ort _____
Telefon _____ WWO



Führend in Küche und Waschraum

Aussenpolitik als Zirkus

Von Max Frenkel — Die schweizerische Wirtschaftsaussenpolitik übt sich wieder mal in Treuherzigkeit. Gegenüber einer Showbusiness treibenden internationalen Elite ist das ein falsches Rezept.



Zentral ist die Inszenierung: Nato-Gipfel in Strassburg.

Bundespräsident Hans-Rudolf Merz hat in der Zwischenzeit – wenn auch nur in der Stille des eigenen Kämmerleins – wohl erkannt, dass er mit seinen zehn Milliarden für den Internationalen Währungsfonds wieder in ein Fettnäpfchen getreten ist. Einmal wurde die Information offensichtlich nicht mit der Nationalbank abgesprochen, die sich, richtigerweise, auf eine Grössenordnung nicht festlegen wollte. Und zum ändern hat Merz erneut nicht berücksichtigt, wie seine Worte aufgefasst werden mussten.

Tourist Merz

Aussenpolitisch sind sie problematisch. Wer in einen Basar geht und «bis zu zehn» offeriert, kann nicht mehr hoffen, den Turban für acht zu bekommen. Immerhin: Vielleicht hat der aussenpolitische Tourist Merz ja etwas gedacht und weiss, dass er das Ding erst für dreizehn bekommen wird. Aber umso unverständlicher wäre die Aussage dann innenpolitisch. Denn hier wird man ihn – vor allem in den Medien und im Parlament – bei den zehn behaften und alles andere als Misserfolg bewerten. Und Merz stellte auch die sich nach den vergangenen Finanzkapitulationen gedemütigt fühlende Volksseele nicht in Rechnung, die weitere Demutsgesten äusserst kritisch beurteilt.

Die schweizerische Regierung führt sich wie ein braver Schüler auf. Sie hat immer noch nicht erkannt, dass Aussenpolitik heute ein Zirkus ist, in dem sich die Politiker selbst profilieren. Das ist auch viel schöner, als sich im eigenen Land mit Problemen und Gegnern herumzuschlagen. Auf internationalen Konferenzen und Besuchen ist man im Kreis von Gleichgesinnten. Zentral ist da die Inszenierung, das Gruppenbild (mit oder ohne Berlusconi). Nach Inhalten fragt niemand. Oder die Inhalte bestehen aus einem Bouquet von Absichtserklärungen, die schön tönen, die aber keiner der Beteiligten wirklich ernst nehmen muss. So wie man nach dem jüngsten Treffen der G-20 weitere Milliarden in die Wirtschaft pumpen will. Die Kioto-Klimaziele lassen grüssen!

So eilen denn die sogenannten Mächtigen der Welt von einer Konferenz zur ändern und tun so, als hätten ihre Völker irgendetwas davon. Der G-20-Gipfel verabschiedete Papier und Fotografien, der Nato-Gipfel verabschiedete Papier und Fotografien (es gelang ihm immerhin noch in letzter Minute, einen neuen Chef des Beamtenstabs zu wählen), die OECD verabschiedet Papier und Fotografien. Einmal rückte sich Sarkozy ins Licht der Scheinwerfer, einmal Obama, einmal Brown und einmal Merkel. Sie sind die «Mächtigen». Wie weit die Macht

dabei über die Gestaltung der Agenda hinausgeht, ist eine offene Frage. Die ändern allerdings bleiben Statisten, wenn sie sich nicht – wie lange Zeit Malta und eben erst die Türkei – als Spielverderber profilieren wollen.

Der Schweiz fällt es schwer, hier mitzutun. Zum einen ist sie, eine der grossen Wirtschaftsmächte der Welt und nach WEF die wettbewerbsfähigste Volkswirtschaft, meist nicht Mitglied. Das wäre an sich noch kein fatales Problem. Das aussenpolitische Verhalten der Schweiz ist jedoch derart uninspiriert und tollpatschig, dass sie von den ändern nicht ernst genommen werden kann.

Unterhaltung statt Hintergrund

Das war nicht immer so. Es gab eine Zeit – so furchtbar lange ist sie gar nicht her –, da nutzte das Land seine direkte Demokratie nicht wie heute als Entschuldigung, sondern als Qualität, sozusagen als USP (*unique selling proposition*). Und man glaubte als Bundesrat nicht, wie heute, ein gottbegnadeter internationaler Unterhändler zu sein, um dann regelmässig auf die Nase zu fallen oder ins Abseits zu laufen, sondern man benützte den eigenen diplomatischen Apparat zur Auskundschaftung und Bearbeitung fremder Territorien, um dort von den richtigen Leuten die richtigen Fäden ziehen zu lassen. Das letzte Mal, wo das so funktionierte und dessen ich mich entsinnen kann, war die Zusammenarbeit von Bundesrat Otto Stich mit dem Chefdiplomaten Edouard Brunner, um der Schweiz eine Führungsposition bei der Weltbank, als Vertreter des sogenannten Helvetistan, zu verschaffen.

Den Qualitätswandel der internationalen Politik zu erkennen, heisst nicht, selber zum Tanzaffen auf internationalen Bühnen zu werden (ich denke hier an jemanden). Es würde bedeuten, die Gegebenheiten ebenso wie die eigenen Ziele sauber zu analysieren und dann Strategien zu entwickeln. Gerade wenn die Politiker zu Entertainern geworden sind, ist Machiavellismus kein schlechtes Rezept.

Die heutige internationale Politik verhält sich zur herkömmlichen etwa wie 20 Minuten zur NZZ. Unterhaltung ist an die Stelle der Hintergrundinformation getreten. Das wiederum hat zu tun mit der Qualität der Interessen, für welche die Bürger auch bereit sind etwas zu zahlen. Natürlich gehöre zu diesen Bürgern auch ich. Und Sie, lieber Leser. Immerhin ist die Hoffnung noch nicht ganz verloren. Sie haben mich ja gelesen, obschon ich weder schön, mächtig, berühmt noch ein Scheusal bin.

Mehr zum Thema auf Seite 21



Essay

Bollwerk der Freiheit

Jeder treue Staatsbürger hat etwas zu verbergen. Wie frei eine Gesellschaft ist, bemisst sich daran, wie viel Schutz der Einzelne vor Übergriffen genießt. Der öffentlichen Einmischung sind Schranken zu setzen.

Von Wolfgang Sofsky

Jeder treue Staatsbürger hat etwas zu verbergen. Wo er sich gerade aufhält, mit wem er spricht, welchen Gelüsten er frönt, wo er seine Notgroschen aufbewahrt oder seine Reichtümer deponiert – nichts davon ist für fremde Augen und Ohren bestimmt. Keine Behörde, keine Firma und kein Nachbar ist befugt, in die Sphären des privaten Lebens einzudringen. Unerbetene Dritte haben keinen Zutritt. Wie frei eine Gesellschaft ist, bemisst sich zuerst daran, wie viel Schutz der Einzelne gegenüber Übergriffen genießt. Privatheit ist das Bollwerk der Freiheit. Sie wird verteidigt, indem man fremder Einmischung Schranken setzt, Einschüchterung und Bevormundung widersteht und seine Geheimnisse wahrt. Nur Privatheit garantiert die Sicherheit, sich ungehindert zu bewegen und sein Leben nach eigenem Gutdünken zu führen.

Die Erosion des Privaten ist seit Jahren in vollem Gange. 1984 liegt schon lange hinter uns. Die Aufregung über durchlöchernte Bankgeheimnisse, Datendiebstahl, heimliche Personal- und Telefonüberwachung, Rasterfahndung oder Sicherheitskontrollen währt immer nur kurz. Ein kurzes Aufschrecken, eine Geste lautstarker Empörung – und der Bürger fällt zurück in den Tiefschlaf der Bequemlichkeit. Den allermeisten Untertanen in den westlichen Demokratien fällt es kaum auf, dass sie rund um die Uhr registriert, ausgespäht, bevormundet – und immerfort beschwichtigt werden. Längst sind sie in ein gläsernes Gehäuse der Hörigkeit geraten.

Beschränkungen der privaten Freiheit sind keineswegs unpopulär. Ein Leben in eigener Regie gilt vielen als Verrat an der Gemeinschaft oder als Aufkündigung der Staatstreue. Unter dem Vorwand der Gerechtigkeit, Sicherheit oder Solidarität, der Fürsorge und Vorsorge erscheint nahezu jeder Übergriff legitim. Ängstliche Untertanen suchen unter dem Staatsmantel umfassenden Schutz vor Terror, Kriminalität und wirtschaftlicher Ungewissheit. Missgünstige Bürger verübeln ihren Zeitgenossen Erfolg und Besitztümer, und selbsternannte Volkspädagogen wollen der Menschheit alle Gelüste per Dekret verbieten. Die Entwicklung zum Präventions- und Überwachungsstaat stützt sich auf breite Zustimmung. Die Geborgenheit des eingehegten Menschenparks gehört offenbar zu den gröss-

ten Sehnsüchten des Untertanen. Privatheit ist kein Programm, mit dem sich Wahlen gewinnen lassen. Mehrheiten stehen selten auf der Seite der Freiheit. Das Bedürfnis, in Ruhe gelassen zu werden, ist wenig verbreitet.

Attacken gegen die Privatsphäre

Verschärft werden die Attacken gegen die Privatsphäre zurzeit durch mehrere Entwicklungen. Reale oder eingebildete Terrorgefahren rechtfertigen nahezu jede patriotische Kontrollmassnahme. Die globale Wirtschaftskrise treibt viele Staaten in akute Finanznot und lässt sie, wie weiland das absolutistische



Freie Gesellschaft: Überwachte Bürger.

Fürstenregime, die Steuereintreibung verschärfen. Fälle von Kindesmord, chronischem Inzest oder Vergewaltigung erlangen hohe mediale Aufmerksamkeit und verführen zur fürsorglichen Observation der Familien. Weit hin verbreitete Unsitten wie Alkoholismus, Spielsucht oder Waffennarretei sollen durch Verbote definitiv unterbunden werden. Und Misstrauen gegenüber dem treulosen Wirtschaftsbürger treibt nicht wenige Privatfirmen dazu, ihr Personal zu überwachen und die Wünsche ihrer Kunden auszuspähen. Der Schutz des Privaten betrifft keineswegs nur

Daten und Besitztümer. Er erstreckt sich auf die gesamte Existenz.

Es ist eine moralische Banalität, dass Freveltaten durch den Wert des Privaten nicht gedeckt sind. Aber niemals ist es die Freiheit, welche den Unhold und Mörder, den Hehler und Betrüger hervorbringt. Unsitten und Untaten gedeihen im privaten wie im öffentlichen Bereich. Nichts ist absurder als die Idee, Sicherheit, Gerechtigkeit und private Freiheit müssten in eine rechte Balance gebracht werden. Die Gesellschaft wäre kaum sicherer, dürfte die Polizei alle Menschen wegsperren, von denen sie annimmt, dass sie irgendwann ein Vergehen verüben könnten. Sie wäre auch nicht im mindesten gerechter, würde man alle Gespräche aufzeichnen, sämtliche Geldtransfers überwachen, alle Briefe konfiszieren und alle Gedanken zensieren.

Erste Pflicht der Bürger

Die Idee der freien Gesellschaft hat sich nicht aus der bänglichen Abwägung entwickelt, wie viel Risiko oder Ungleichheit man eingehen will, sondern wie die Freiheit gegen staatliche Zwangsmacht verteidigt werden kann. Nur Diktaturen stellen ihre Untertanen unter Generalverdacht. Misstrauen und lückenlose Registrierung ruinieren das öffentliche wie das private Leben. Freiheit ist unmöglich dadurch zu schützen, dass man sie eliminiert. Freiheit ist der grundlegende Wert des Gemeinwesens. Der Schutz des Privaten ist daher die erste Pflicht der Bürger, notfalls auch gegen die Panik und Habgier der Obrigkeit.

Es ist paradox, dass die Verteidigung der Diskretion dringend der Öffentlichkeit bedarf. Gegen den informationellen Kolonialismus hilft keine säumige Regierung und keine eilfertige Justiz, sondern nur der Widerstand der Gesellschaft. Nur kollektiver Protest treibt die politischen Kosten in die Höhe. Verhandlungen können beeinflusst, Versprechen und Pläne unterbunden werden, wenn sie politisch nicht durchsetzbar sind. Seitdem Politik zum Beruf geworden ist, sind schliesslich alle Repräsentanten dem Risiko ausgesetzt, unfreiwillig ins Privatleben zurückgeschickt zu werden.

Wolfgang Sofsky ist Professor für Soziologie und Autor des Buchs «Verteidigung des Privaten» (Beck).

«Enttäushtes Vertrauen»

Von René Lüchinger — Ein angesehener Gutachter geißelt die Geschäftspraktiken der Credit Suisse beim Verkauf von Lehman-Papieren. Bekommen die Anleger ihr Geld zurück?



Reputationsrisiken: Lehman-Angestellte nach der Pleite der Bank im September in London.

Dass Topmanager Bettelbriefe bekommen, ist in Zeiten der Krise wohl nicht ungewöhnlich. Dennoch dürfte Walter Kielholz, Noch-Präsident der Grossbank Credit Suisse, nicht schlecht gestaunt haben, als er Anfang März im Briefkasten seiner Walter B. Kielholz Foundation einen Brief mit der Überschrift «Credit Suisse Kleinsparer + Lehman Brothers: Aufforderung zur Entschädigung von Hochbetagten und Geschädigten mit IV-Renten aus der Kielholz Foundation» vorfand. Dass Kielholz zum Adressaten dieses Briefes wurde, hat zwei Gründe: Seine Stiftung führt als Stiftungszweck unter anderem «die Unterstützung kranker und bedürftiger Menschen» auf, und Kielholz ist Präsident jener Bank, die seit Monaten öffentlich in der Kritik steht, Sparer, darunter Pensionäre und Rentenempfänger, mit komplexen Anlageprodukten der amerikanischen Investmentbank Lehman Brothers bedient zu haben, die seit deren Pleite Millionen von gesparten Franken verloren haben.

Eine Selbsthilfegruppe von geschädigten Anlegern fordert Kielholz in einem Schreiben nun auf, diese aus seiner Foundation «vollumfänglich zu entschädigen». Der Angesprochene leitete diesen Brief an den Chefjuristen der Credit Suisse, Urs Rohner, weiter, der Ende März mitteilte, dass die Bank «jeden dieser Fälle nochmals unpräjudiziell überprüfen»

wolle, «um zu sehen, ob wir bei einer erstmaligen Prüfung irgendwelche Aspekte übersehen haben». Die CS hatte in einer ersten Runde rund 2000 Kunden rund hundert Millionen Franken vergütet, «aus Kulanzgründen», wie die Bank betont, und dieses Angebot sei «von der überwiegenden Mehrheit angenommen» worden. Bei den in der Selbsthilfegruppe organisierten Geschädigten handelt es sich in der Mehrzahl um Pensionäre, über ein Dutzend sind über 80 Jahre alt, sie wohnen in Alters- oder Pflegeheimen. All diese Kunden haben dem «hundertprozentigen Kapitalschutz blind vertraut», heisst es in dem Schreiben an Kielholz, und «Pensionskassengelder oder Gelder der dritten Säule in die von den CS-Beratern als absolut sicher bezeichneten Lehman-Papiere investiert».

Gegenseite rüstet auf

Dass der Chefjurist der Credit Suisse nun ein weiteres mögliches Entgegenkommen signalisiert, hat wohl auch mit der Generalversammlung vom kommenden 24. April im Zürcher Hallenstadion zu tun. Es ist der letzte Auftritt von Walter Kielholz als Präsident, er will sich als einfaches Mitglied zur Wiederwahl stellen. Urs Rohner will sich als Vizepräsident in den Verwaltungsrat wählen lassen. Keiner von beiden hat ein Interesse, dass die bereits Monate

während Causa der Lehman vor diesem Auftritt erneut eskaliert.

David gegen Goliath, Kunde gegen Bank, bei dieser Spielanlage geht ein Geldinstitut in jedem Fall unkalkulierbare Reputationsrisiken ein, und im Fall der Lehman-Geschädigten bildet der David inzwischen eine geeinte Truppe. 15 Anwaltskanzleien in der ganzen Schweiz haben sich mittlerweile zusammengeschlossen und vertreten rund 850 Anleger, die mit insgesamt 34 Millionen Franken in nun wertlosen Lehman-Papieren investiert sind und sich auch in einer Selbsthilfegruppe organisiert haben. Diese hat nun ein «Gutachten betreffend Vertrauenshaftung der Credit Suisse» im Fall Lehman erstellen lassen. Verfasst wurde die 16-seitige Expertise vom renommierten Berner Juristen Peter V. Kunz, Direktor am Universitätsinstitut für Wirtschaftsrecht. Er kommt in seinen Schlussfolgerungen zu einem für die Credit Suisse äusserst unvorteilhaften Urteil. «CS-Kundenberater gingen oft aggressiv, teils knapp vor dem Untergang von Lehman Brothers auf langjährige und ältere Kunden zu und vermittelten komplexe Wertpapiere, ohne über die Risiken angemessen aufzuklären», heisst es dort und weiter: «Die CS scheint dabei das aufgrund des hohen Alters und der mangelnden Geschäftserfahrung vieler Kunden bestehende Machtungleichgewicht ausgenutzt zu haben.» In den «meisten Fällen», diagnostiziert der juristische Fachmann, «dürfte eine Haftung der CS aus erwecktem und treuwidrig enttäushtem Vertrauen vorliegen». Das heisst, dass in den von Kunz studierten Fällen die Berater der Bank das Vertrauen der Kundschaft in grober Weise verletzt haben.

Eine andere Frage ist, ob aus diesem Tatbestand für die geschädigten Kunden eine juristisch ableitbare Chance auf Schadenersatz besteht. Auch diese Frage bejaht der Gutachter: «Eine Schadenersatzpflicht der CS im Rahmen einer Vertrauenshaftung scheint – mindestens

Wo endet die Verantwortung der Bank, wo jene der Investoren? Eine klare Antwort wäre nützlich.

nach dem heutigen Kenntnisstand des Unterzeichners – somit höchstwahrscheinlich zu sein, sofern nicht nur die oben bejahten, sondern ebenfalls die weiteren Haftungsvoraussetzungen einer Haftung aus Vertrauen erfüllt sind.» Das Juristen-Deutsch heisst übersetzt, dass die CS damit rechnen muss, zur Kasse gebeten zu werden, sollte die Gegenseite einen Prozess anstrengen. Im Gespräch wird Peter V. Kunz deutlich. «Ich habe weder mit Lehman-Geschädigten noch mit der Credit Suisse Gespräche geführt, sondern mich auf die Dokumentation der Auftraggeber gestützt», sagt der Gutachter, «aber nach meiner Beurteilung

haben diese in einem Prozess sehr gute Erfolgchancen.» Und so weit dürfte es nun, möglicherweise kommen. «Wir werden nun gestützt auf dieses Gutachten, eine Sammelklage einreichen», sagt der Zürcher Wirtschaftsanwalt Daniel Fischer, der Lehman-Geschädigte vertritt, «es sei denn, die Credit Suisse bietet Hand zu einer aussergerichtlichen Einigung.»



Bettelbriefe in der Post: CS-Präsident Kielholz.

Am Zürcher Paradeplatz, am Hauptsitz der Credit Suisse, scheint ein derartiges Szenario kein vorrangiges Ziel darzustellen. Zu dem Gutachten nimmt die Bank keine Stellung, da ihr dieses nicht vorliegt. Im Übrigen argumentiert die Bank ähnlich juristisch wie der Gutachter der Gegenseite: «Nach Lehre und Rechtsprechung bestimmt sich die Frage der Pflichten der Bank gegenüber ihren Kunden aufgrund des zugrundeliegenden individuellen Vertragsverhältnisses und der konkreten Umstände.» Und weiter: «Es ist in diesem Zusammenhang immerhin anzumerken, dass die Vertrauenshaftung ein Hilfskonstrukt darstellt, welches im vorliegenden Fall wohl schon aus grundsätzlichen Überlegungen keine Anwendung findet.» Dies bedeutet: Bank und Kunde verbindet in der Regel ein Vertrag, und dieser regelt auch die gegenseitigen Pflichten. In der Optik der CS gilt, was dort im Kleingedruckten steht. Es haftet nicht die Bank, sondern die Produkte-Emittentin Lehman.

Pingpong der Argumente

«Von aussen gesehen», sagt Geschädigten-Anwalt Fischer, «sehe ich ein System.» Er meint damit nicht zuletzt auch Personenverbindungen, die vom Zürcher Paradeplatz direkt bis zur damaligen Zentrale der Investmentbank der Lehman Brothers in New York

reichen. Es begann nach der Interpretation des Anwalts, als Mitte Februar 2008 der Amerikaner und ehemalige Investmentbanker Brady Dougan zum CEO der CS ernannt worden war und in der gleichen Pressemitteilung die Anheuerung des Amerikaners Robert Shafir zum CEO der Region Americas bekanntgemacht wurde war. Keine zwei Monate später wurde Shafir zusätzlich zum globalen Chef des Asset-Managements der Bank ernannt. «Ein Unbekannter», urteilte zwar *NZZ online*, dies kaum jedoch für die Investmentbanker an der Wall Street. Shafir hatte 17 Jahre lang in leitenden Funktionen für Lehman Brothers gearbeitet und, wie es in seinem englischsprachigen Lebenslauf heisst: «played a key role in building Lehman's equities into a global, institutionally focused franchise».

Sein Bruder, Marc G. Shafir, war bis zum Zusammenbruch der Lehman Brothers Co-Chef der weltweiten Merger-&-Acquisition-Abteilung der US-Investmentbank gewesen und heuerte nach dem Fall bei der US-Bank Citigroup an – «eins jener Institute, die in Deutschland besonders eifertig Lehman-Papiere verteilt haben», schrieb *Spiegel online*. Geschädigten-Anwalt Daniel Fischer will insinuiieren, dass zwischen der Lehman-Spitze und der CS-Teppichetage enge Verbindungen bestanden haben und deshalb die Verkäufe von Lehman-Papieren im vierten Quartal 2007 unter den von ihm vertretenen Geschädigten auf das Fünffache eines durchschnittlichen Quartals emporgeschnellt waren. «Lehman und CS hatten ein gemeinsames Interesse an den Verkäufen», sagt er. Damals hatte die *Financial Times* über Wertberichtigungen bei Lehman-Produkten berichtet, was die Risiken für Emittent und Bank erhöhte.

Für die CS ist dies freilich eine abenteuerliche Theorie. «Es bestanden keinerlei Verflechtungen zwischen der Credit Suisse und Lehman Brothers», heisst es dort, «Lehman war einer von vielen Anbietern von Anlageprodukten. Natürlich gab es in diesem Rahmen auch übliche Geschäftskontakte.»

Und auch eine besondere Häufung kann bei der CS niemand erkennen. «Nur 0,3 Prozent von unseren Kunden halten kapitalgeschützte Lehman-Produkte in ihren Portfolios.»

Die Angelegenheit scheint also verzwickelt. Festgefahren gar. Und dass sich die *Schweizer Illustrierte* sogar berufen fühlt, dem CS-Manager Robert Shafir einen «Kaktus» zu überreichen, zeigt, auf wessen Seite des Volkes Herz schlägt. Vielleicht ist auch in diesem Fall die Finanzmarktaufsichtsbehörde (Finma) als letzte aussergerichtliche Instanz gefragt. Sie klärt jedenfalls ab, ob es von Seiten der CS in dieser Sache «systematische Fehlleistungen» gegeben hat. Dieser Fall hat schliesslich auch eine grundsätzliche Dimension: Wo endet die Verantwortung der Bank, wo beginnt jene der Investoren? Eine klare Antwort wäre nützlich. ○



VICTORINOX
SWISS ARMY



CHRONO CLASSIC XLS MT
MultiTasking Fähigkeiten • Ref. 241300

Inspiriert von der Einzigartigkeit
des Original Swiss Army Knife

www.victorinoxswissarmy.com

Die Brechstange

Von Stéphane Zindel — Krach um Komplementärmedizin, Hausärzte auf der Strasse, galoppierende Krankenkassenprämien: Pascal Couchepin's politisches Kapital ist aufgebraucht.



Ohne Wirkstoff: Innenminister Couchepin.

2005 publizierte eine Gruppe von Forschern um Matthias Egger (Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Uni Bern) in der weltweit führenden wissenschaftlichen Publikation *Lancet* eine Studie, die die emotionale Debatte um die Wirkung der Alternativmedizin hätte abschliessen müssen. Mittels eines umfassenden Literaturvergleichs kam das Team zum Befund: Homöopathische Präparate bewirken nicht mehr als Scheinmedikamente ohne Wirkstoff – sogenannte Placebos. Und: Je umfangreicher die Studie angelegt wird, desto schlechter schneidet die Homöopathie ab. Homöopathie mag zwar – kurzfristig – positive Wirkungen entfalten, aber nur bei Patienten, die daran glauben (wollen). Etwa wie beim Besuch eines Astrologen.

Positive psychische Effekte

Jedem steht es natürlich frei, jene Behandlung zu wählen, die er will. Den Staat geht das nichts an. Dass künftig solche bloss subjektiv wirksamen Leistungen von sämtlichen Bürgern jedoch «solidarisch» getragen werden sollten, ist nicht einzusehen. Genau darauf zielt der neue Verfassungsartikel «Zukunft mit Komplementärmedizin» ab, über den wir am 17. Mai abstimmen.

Ein Ja des Volkes würde das geltende Krankenversicherungsgesetz (KVG) aushöhlen. Ob

eine Behandlung in den Leistungskatalog der (obligatorischen) Krankenversicherung aufgenommen wird oder nicht, hinge von einem neuen Kriterium ab: Was einem Teil der Bevölkerung anscheinend guttut, wird von den Kassen bezahlt. Wenn dies neuerdings gelten soll, müssten auch Ferien oder Shopping kassenpflichtig werden. Auch sie entfalten bei manchem positive psychische Effekte.

Dass diese skurrile Vorlage angenommen werden könnte, liegt ausgerechnet auch an der FDP («Wir Liberalen»). Die Partei hat letzte Woche hinter verschlossenen Türen die Ja-Parole für die Vorlage beschlossen. Diese Parole ist einerseits Ausdruck der blinden Regierungstreue, die die FDP allzu oft an den Tag legt. Andererseits fühlte man sich auch dem eigenen FDP-Ständerat Rolf Büttiker (SO) verpflichtet, der den Verfassungsartikel als Gegenvorschlag zu einer zurückgezogenen Initiative der Naturheilpraktiker initiiert hatte.

Dass die FDP so ungeschickt agiert, hat aber vor allem damit zu tun, wie ihr eigener zuständiger Innenminister Pascal Couchepin das Dossier betreut. Der Walliser Bundesrat, seit elf Jahren im Amt, ist persönlich ein vehementer Gegner der Vorlage. Jedoch vermochte er seine Position nie zu erklären. Sehr früh beging er kapitale Fehler, die seine Glaubwürdigkeit untergruben. 2005 versuchte er mit

groben Mitteln, die Empfehlungen einer (zu einem wesentlichen Teil befangenen) Expertengruppe zu unterdrücken, anstatt das Gutachten neu aufzugleisen. So löste er eine Untersuchung der Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Nationalrats aus – und wurde darauf prompt gerügt. Anfang 2009 musste Couchepin schliesslich «Fehler» eingestehen, was er äusserst selten und ungern tut.

Seltsames Demokratieverständnis

Wie wenig er daraus gelernt hat und was für ein seltsames Demokratieverständnis er pflegt, zeigte der EDI-Chef kurz darauf. Vor dem Nationalrat erklärte er während der Fragestunde, dass es keineswegs garantiert sei, dass die Hauptmethoden der Komplementärmedizin (darunter die Homöopathie) in den Katalog der obligatorischen Krankenversicherung aufgenommen würden, auch wenn das Volk dem Verfassungsartikel zustimme.

Rein technisch gesehen wäre in der Tat noch das Ausführungsgesetz abzuwarten, was bei sämtlichen neuen Verfassungsartikeln zutrifft. Das geltende KVG ermöglicht jederzeit eine Erweiterung des Leistungskatalogs ohne Mitwirkung des Parlaments. Dazu braucht es nicht einmal das Einverständnis des gesamten Bundesrats, sondern nur des zuständigen EDI – also von Pascal Couchepin selbst. Anders gesagt: Couchepin kündigt schon präventiv an, dass er nicht im Sinn hat, den Volkswillen zu respektieren, falls das Ja sich durchsetzt – obwohl das der Parole des Bundesrats entspricht.

Beispiellose Mobilisierung

Statt seine Projekte rechtzeitig aufzugleisen und sauber zu begründen, versucht es Couchepin immer wieder, sie in einem zu späten Stadium mit der Brechstange in seinem Sinn zu biegen – Volks- und Regierungsentscheide hin oder her. Das genau gleiche Vorgehen liess den Konflikt mit der Ärzteschaft eskalieren. Inzwischen ist die Lage hoffnungslos. Bevor Couchepin zurücktritt, dürfte sich der Streit nicht mehr beilegen lassen. Ohne die Sache genau analysiert zu haben, entschied Couchepin im Alleingang, die Labortarife in den Arztpraxen kurzfristig zu senken. Damit löste er nicht nur eine beispiellose Mobilisierung der Ärzte aus, sondern auch eine erneute GPK-Untersuchung gegen sich.

Auch zu diesem Schnellschuss fühlte sich Couchepin gezwungen, weil er in der Gesundheitspolitik nie wirklich vorwärtskam. Im Parlament konnte er kaum Impulse setzen, um die Gesundheitskosten besser in den Griff zu kriegen. Seit 2003 musste der Innenminister sich weitgehend darauf beschränken, etwas Kosmetik auf Verordnungsebene zu betreiben. In der Gesundheitspolitik hat Couchepin sein politisches Kapital vollständig aufgebraucht; er ist kaum mehr handlungsfähig. ○

Mythos Nr. 14

CASH IST KÖNIG.

Falsch. Bei Inflation und Währungsturbulenzen kann «Cash» auch zu «Trash» werden. In solchen Momenten bieten Investitionen in Realwerte Schutz. Mit dem Wegelin Realo-Portfolio verwalten wir für Sie realwertorientierte Anlagen mit dem Ziel, auch einen eventuellen Wertverlust von Cash zu überstehen.

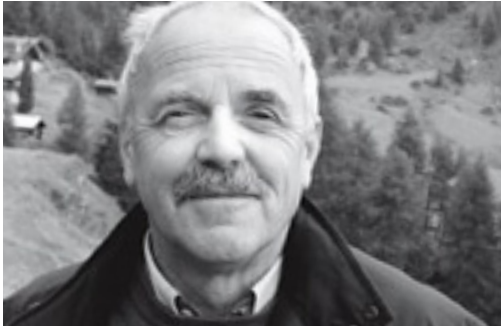
Zu diesem Thema und anderen Anlagefragen beraten wir Sie gerne in einem persönlichen Gespräch. Retournieren Sie diese Karte oder kontaktieren Sie uns unter Telefon 071 242 50 88 oder wegelin@wegelin.ch.



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST. GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE
LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH



Essay

Kafkaesker Strafprozess

Dem Schweizer Milliardär Stephan Schmidheiny soll in Italien der Prozess gemacht werden. Opfer von Asbestkrankheiten verlangen Sühne und vor allem Geld. Ausgerechnet von dem Mann, der als Pionier die Abkehr vom Asbest vollzogen hat.
Von Werner Catrina

Der Plot scheint Zutaten für eine reissende Story zu haben: Ein Schweizer Milliardär und ein Krösus aus Belgien schaffelten Reichtümer auf dem Buckel Tausender Arbeiter, die sie aus Profitsucht dem tödlichen Asbest aussetzten. Stephan Schmidheiny, 61, und Baron Jean-Louis Marie Ghislain De Cartier, 88, beides Ex-Mitbesitzer der italienischen Eternit, will der Turiner Staatsanwalt Raffaele Guariniello deshalb nun den Prozess machen.

1906 gründete der Italiener Alfredo Mazza die Eternit S. p. A. mit Sitz in Genua, liess in Casale westlich von Mailand, bei Neapel und auf Sizilien Fabriken hochziehen, die achtzig Jahre lang Asbestzement produzierten. Der tödliche Brust- und Bauchfellkrebs Mesotheliom, der erst nach jahrzehntelanger Latenzzeit ausbricht, wurde 1960 mit Asbest in Zusammenhang gebracht. Asbestbedingte Leiden, namentlich die Lungenkrankheit Asbestose, waren dennoch lange Zeit in der Industrie kein Thema, zu hoch erschien der Nutzen der Mineralfasern, die in Asbestzement, in Schutzanzügen für Feuerwehrleute oder Autobremosen weltweit zum Einsatz kamen. Der besonders heimtückische Spritzasbest war als Brandschutz in Schiffen und Stahlskelettbauten früher oft gesetzlich vorgeschrieben. Kein Land in Westeuropa hat mehr Asbest verbraucht als Italien, erst 1992 wurde es verboten.

«Gegen Ende des 20. Jahrhunderts wandelte sich Asbest von einer technologisch fortschrittlichen Substanz zu einem verfluchten Werkstoff», schreibt der angesehene italienische Jurist Prof. Astolfo Di Amato in seinem Buch «La Responsabilità Penale da Amianto». Di Amato ist als Anwalt spezialisiert auf die strafrechtliche Haftung von Unternehmen. Sein bekanntester Mandant ist Stephan Schmidheiny, der als junger Mann ein Aktienpaket der italienischen Eternit erbt. 1952 hatte die Familie Mazza Anteile an die belgische, die schweizerische und die französische Eternit-Gruppe verkauft, blieb jedoch Aktionärin. Bis Anfang der siebziger Jahre waren die Belgier federführend, dann erhöhten die Schweizer ihren Anteil; 1980 besaßen sie 76 Prozent.

Unter der Leitung der Belgier war Asbest trocken verarbeitet worden mit entsprechend hoher Feinstaubbelastung. Das von den Schweizern eingesetzte neue Management stellte 1975 auf Nassverfahren um und verrin-

gerte damit das Faserrisiko radikal. Erstaunlicherweise gab es in Italien keinen gesetzlichen Grenzwert für die Faserkonzentration.

Am 6. April 2009 haben am Turiner Gericht nach jahrelangen Verschleppungen also die Vorverhandlungen begonnen, innert Wochen soll eine Richterin entscheiden, ob der Prozess stattfinden wird. Mit Stephan Schmidheiny steht paradoxerweise der Pionier des Ausstieges im Fadenkreuz der italienischen Justiz, denn 1976, als er die Verantwortung für die Eternit Schweiz übernommen hatte, postulierte er den Ersatz des Asbests durch unbedenk-



Im Visier: Schmidheiny.

liche Fasern. Allein in Italien beliefen sich die Investitionen für Arbeitsplatzsicherheit und Umstellung auf fünfzig Millionen Franken.

Zorn der Asbest-Industriellen

Mit dem Kurswechsel handelte sich Schmidheiny den Zorn der internationalen Asbestzement-Industrie ein, die auf das scheinbar perfekte Mineral nicht verzichten wollte. 1984 erbt Schmidheiny die gesamte Eternit-Gruppe, die Ende der achtziger Jahre asbestfrei produzierte – ganz im Gegensatz zum Rest der Industrie. Doch der italienische Markt verschmähte den teureren asbestfreien Werkstoff,

denn viele kleine Asbestzementfirmen konnten billiger liefern, weil sie laschere Sicherheitsstandards hatten. Die Umsätze brachen ein, 1986 ging die Eternit S. p. A. pleite.

Für Berufserkrankungen ist in Italien die staatliche italienische Versicherung für Berufskrankheiten zuständig. Der Schutz der Gesundheit der Arbeiter ist in der Verfassung festgeschrieben; berufsbedingte Asbesterkankungen gelten juristisch als fahrlässige Körperverletzungen oder Tötungen. Die Justiz fordert die Bestrafung der Verantwortlichen, worauf die zivilrechtlichen Forderungen geltend gemacht werden können.

Schmidheiny, der sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten für nachhaltige Entwicklung und als Philanthrop in Lateinamerika profilierte, bot den Opfern Schmerzensgeld von je 60 000 Euro an, was Gewerkschaften und Anwälte als zu gering abschmetteten, ein Teil der Betroffenen jedoch annehmen will. Massgebend für Zahlungen ist das Dutzend Jahre, als die Schweizer Eternit-Gruppe die Aktienmehrheit hielt. Schmidheiny bezeichnet sein Geldangebot von insgesamt rund sechzig Millionen Euro als Zeichen der Solidarität und erachtet die Anschuldigungen als haltlos, zumal er in Italien nie exekutiv tätig gewesen war.

Asbest gilt als grösste Katastrophe der Industriegeschichte. Bis 2020 werden in Europa wohl weitere 126 000 Menschen an Mesotheliom sterben, dazu kommen Opfer weiterer asbestbedingter Krankheiten. Diese Hypothek gilt heute weithin als gesellschaftliches Problem, wo betroffene Wirtschaftszweige, Versicherungen und Staaten zugunsten der Opfer und der Beseitigung der Altlasten kooperieren. In Holland, Deutschland, der Schweiz oder Südafrika funktionieren solche Modelle, die auch Fonds für Härtefälle umfassen. Neuerdings selbst in den USA, wo bei Sammelklagen bislang meist nur Anwälte abkassiert hatten.

In Entwicklungsländern werden noch immer jährlich 2,2 Millionen Tonnen Asbest bei oft unzureichenden Sicherheitsstandards verbraucht – als hätte es das Asbestdesaster nicht gegeben. Derweil verbeisst sich die italienische Justiz in kafkaeske Strafprozesse – Farcen anstelle konstruktiver Lösungen für die Opfer.

Werner Catrina ist Autor des Bestsellers «Der Eternit-Report – Stephan Schmidheiny's schweres Erbe», Orell Füssli, 1985.

Alte Rezepte

Von Kurt Schiltknecht — Der G-20-Gipfel hat die globale Bürokratie gestärkt. Dabei wäre die Abschaffung der internationalen Organisationen von OECD bis IWF das Gebot der Stunde.



Stärkung der internationalen Bürokratie: G-20-Gipfel in London.

Die Arroganz, mit der die Mächtigen dieser Welt den G-20-Gipfel in London angekündigt haben, ist kaum zu übertreffen. Nicht mehr und nicht weniger als die Voraussetzungen für eine neue Weltwirtschaftsordnung sollten geschaffen werden. Nun, der Berg kreiste und gebar eine Maus. Herausgekommen sind längst überkommene Rezepte: mehr Geld, mehr Kontrollen, mehr Vorschriften und eine Stärkung der internationalen Bürokratie. Statt die kostspieligen und ineffizienten internationalen Organisationen einzudämmen oder abzuschaffen, stärkt man sie noch weiter.

Vom Geldsegen profitieren im Moment insbesondere der Internationale Währungsfonds und die Weltbank. Ihre Mittel sollen kurzfristig verdoppelt und langfristig sogar verdreifacht werden. Mit den zusätzlichen 250 beziehungsweise 500 Milliarden Dollar sollen die Finanzierungsprobleme von Entwicklungs- und aufstrebenden Industrieländern gemildert werden. Erstaunlicherweise stellt kaum jemand die Frage, ob die Regierungen mit diesen gewaltigen Summen nicht etwas Geseiteres anfangen könnten, etwas, was den schwachen Ländern längerfristig mehr helfen würde. Diese Frage wäre umso berechtigter, weil der IWF auf die bisherigen strengen Kreditaufgaben verzichtet. Es genügt, wenn der

IWF der Meinung ist, dass ein Land eine vernünftige Wirtschaftspolitik verfolge und unverschuldet in den Sog einer Krise geraten sei. Die Liste der bisherigen Kreditnehmer – Island, Ungarn, die Ukraine und Rumänien – zeigt, wie niedrig der IWF die Messlatte für eine Kreditgewährung inzwischen gelegt hat. Denn nach Auffassung des Währungsfonds erfüllen diese Länder die Voraussetzungen für eine Kreditgewährung. Mit einem Kredit von 47 Milliarden Dollar reiht sich nun auch Mexiko in den Kreis der Länder ein, die von der erleichterten Kreditgewährung profitieren.

Die Falschen belohnt

Nachdem die Banken mit ihrer leichtfertigen Kreditpolitik Schiffbruch erlitten haben, scheint nun der Währungsfonds ins gleiche Fahrwasser abzugleiten. Die Frage liegt auf der Hand, wie der Währungsfonds dafür sorgen könne, dass die gesprochenen Kredite effizient und nutzbringend eingesetzt werden. Ist ein einfacherer Zugang zu den IWF-Krediten nicht eine Belohnung der Länder, die sich in den vergangenen Jahren übermäßig im Ausland verschuldet und eine falsche Wechselkurspolitik verfolgt haben? Von der Geldschwemme beim IWF werden auch einige internationale Banken profitieren, die in ihrer Gier nach höheren Zinserträgen Kredite an

Staaten und ausländische Gesellschaften gegeben haben, die sich nicht um ihre langfristige finanzielle Solidität gekümmert haben. Dankbar für das Einspringen des Währungsfonds werden auch Hedge-Funds sein, die sich in der Vergangenheit dadurch bereichert haben, dass sie sich zu niedrigen Zinsen in Yen und Schweizer Franken verschuldet und die geborgten Gelder zu höheren Zinsen in Staatsanleihen wirtschaftlich gefährdeter Länder angelegt haben. Für die langfristige Stabilität der Finanzmärkte wäre es vorteilhafter, wenn bei der Sanierung der Krisenländer auch die Banken und Hedge-Funds zur Kasse gebeten würden und nicht nur der IWF. Wenn der Währungsfonds weiterhin verhindert, dass Staaten bankrottgehen, wird das unselige Zinsarbitragespiel der Banken und Hedge-Funds bald wieder weitergehen. Daran werden auch die neuen Regulierungen für Banken und Hedge-Funds nichts ändern. Marktlösungen wären langfristig wirksamer.

Kostspielig und überflüssig

Die Aufwertung des Internationalen Währungsfonds wirft viele Fragen auf: Wie funktionieren internationale Organisationen, wie werden sie kontrolliert, und welche Rolle können kleine Länder neben dem Bezahlen spielen? Internationale Organisationen haben eines gemeinsam. Selbst wenn sich die ihnen ursprünglich zugeordneten Aufgaben erledigt haben, werden sie nicht aufgelöst. Im Gegenteil, sie bringen es fertig, sich immer neue Aufgaben anzueignen. Das führt beispielsweise dazu, dass die Zahl unbrauchbarer Wirtschaftsprognosen, mit denen die internationalen Organisationen die Wirtschaft beglücken, genauso ansteigt wie die Zahl der Sitzungen, an denen die gleichen Ländervertreter, allerdings in anderen Städten, über Wirtschafts- und Gesellschaftsprobleme diskutieren.

In der Rangliste der überflüssigsten Organisationen steht die OECD weit vorne. Sie hätte bereits vor dreissig Jahren geschlossen werden müssen. Da Paris eine schöne Stadt ist und die OECD, wie alle anderen internationalen Organisationen, für Politiker und Bürokraten gut bezahlte Arbeitsplätze offerieren kann, haben die Politiker noch keinen ernsthaften Versuch unternommen, die OECD zu schliessen. Um erfolgreich zu sein und überleben zu können, biedern sich die internationalen Organisationen bei den mächtigen Staaten an. Wie wenig das Wort der Schweiz in diesen Gremien zählt, zeigt die Diskussion um Steueroasen. Die Schweiz sollte deshalb versuchen, mit anderen kleineren und mittleren Ländern, die das gleiche Schicksal erfahren, einige der überflüssigen und kostspieligen internationalen Organisationen zu schliessen oder zumindest zu redimensionieren. Die damit eingesparten Gelder können bei der weltweiten Krisenbekämpfung erfolgreicher eingesetzt werden. O

Miesch, Nicati, Notter

Bei ihrem Besuch in der israelischen Stadt Sderot entgingen die Nationalräte Christian Waber (EDU), Peter Malama (FDP), Walter Glur, Christian Miesch und Simon Schenk (alle SVP) nur knapp einem palästinensischen Raketenangriff. Die Gruppe besuchte einen Hügel mit Blick auf Gaza, traf Bürgermeister David Bouskila und besichtigte eine Polizeistation, bevor sie sich auf den Rückweg zum Flughafen in Tel Aviv machte. Zwanzig Minuten nachdem die Parlamentarier das gefährdete Gebiet verlassen hatten, schlugen vier Kassam-Raketen ein – trotz laufendem Waffenstillstandsabkommen. «Der negative Höhepunkt einer eindrucksvollen Reise», sagt Christian Miesch. (aku)

Es sei der Neuenburger FDP gelungen, zwei «starke Persönlichkeiten» für den Regierungsrat zu portieren, schreibt die NZZ – und meint den stellvertretenden Bundesanwalt Claude Nicati. «Stark»? Wohl eher «stark» belastet. Nicati präsentierte seinerzeit die angeblichen Verschwörungspäne gegen Valentin Roschacher einer staunenden Subkommission der GPK. Private wilde Skizzen und eine Telefonliste genügten dem Staatsanwalt, um dem damaligen Justizminister Christoph Blocher ein Komplott zu unterstellen. Die Vorwürfe lösten sich in Luft auf, gegen Nicati und gegen weitere Bundesanwälte forderte der eigens eingesetzte ausserordentliche Staatsanwalt des Bundes inzwischen eine Strafuntersuchung. Nicati, der wie andere seiner Kollegen in der Bundesanwaltschaft wohl mit Grund das Weite sucht, hat gute Aussichten, im zweiten Wahlgang zum Neuenburger Staatsrat gewählt zu werden. (mso)

Der Zürcher Regierungspräsident Markus Notter, ein Mann von Welt, mag keine Warteschlangen. Schon gar nicht, wenn man «mit Leuten anstehen muss aus allen Arten von Ländern, von denen man zum Teil noch kaum je gehört hat». Dies erklärte Notter in seiner Rede bei der vom Bundesrat inszenierten Feier zur Inkraftsetzung von Schengen am Flughafen Zürich. Welch eine Erleichterung sei es doch gewesen, sagte der Sozialdemokrat, als sich die Schweizer nach Abschluss der bilateralen Abkommen bei der Einreise in London in der Reihe «For EU citizens only» anstellen durften. Mit Schengen werde das Reisen nun noch freier. Im Jubel über den weiteren Schritt hin zur EU vergass Notter jedoch die Schengen-Aussengrenze. Allein schon bei der Rückkehr aus London wird er am Flughafen Zürich wegen der verschärften Grenzkontrollen zum Schengen-Land länger anstehen müssen. Genauso wie die Leute aus Ländern, von denen man noch kaum je gehört hat. (ege)

Die Deutschen

Wir Abwracker

Von Henryk M. Broder — Deutschland gerät wegen der Abwrackprämie aus dem Häuschen. Dass die Zuwendung von «Vater Staat» völlig unsinnig ist, trübt die Freude keineswegs.

Als gleich nach dem Fall der Mauer Abertausende von DDR-Bürgern in den Westen strömten, um sich ein Bild vom real existierenden Kapitalismus zu machen, bekam jeder Besucher 100 DM als «Begrüssungsgeld» bar auf die Hand. Bald machten Gerüchte die Runde, einige «Ossis» hätten sich das «Begrüssungsgeld» mehrfach auszahlen lassen. Worauf die

«Wessis» Witze in Umlauf setzten, um es den Brüdern und Schwestern aus dem Osten heimzuzahlen, unter anderem diesen: «Was gibt es für die Stilllegung eines Trabants? – 100 DM. – Und wenn der Fahrer sitzenbleibt? – 200 DM.»

Fast zwanzig Jahre später geht es wieder um eine «Abwrackprämie», die von der Bundesregierung im Januar 2009 eingeführt wurde, um der notleidenden Automobilwirtschaft aus der Absatzkrise zu helfen. Ein Autobesitzer, der seinen mindestens neun Jahre alten Wagen verschrottet und einen Neuwagen kauft oder least, bekommt eine Prämie von 2500 Euro. Seitdem befindet sich «Deutschland im Abwrackwahn» (*Spiegel*); hatte die Bundesregierung anfangs 1,5 Milliarden Euro bereitgestellt, mit denen 600 000 Anträge bedient werden sollten, rechnen Experten inzwischen mit vier Milliarden Euro bis zum Jahresende – Geld, das an anderer Stelle fehlen wird. «Sobald die Leute hören, es gibt Geld geschenkt, drehen sie vollkommen durch», sagte ein Schrotthändler einem *Spiegel*-Reporter.

Der volkswirtschaftliche Nutzen der «Abwrackprämie» ist höchst umstritten, sie kommt vor allem ausländischen Herstellern zugute, hat den Markt für Gebrauchtwagen ruiniert und die Preise für Altmetall in den Keller getrieben. Aber sie ist extrem beliebt, das Thema am Arbeitsplatz, am Stammtisch und im Fitnessstudio.

Man kann sich darüber lustig machen, man kann das Phänomen aber auch positiv bewerten. Ein Volk, das sich jahrelange Debatten über das Dosenpfand, die Eigenheimzulage, die Pendlerpauschale leistet und nun über die Abwrackprämie aus dem Häuschen gerät, muss ein glückliches Volk sein, das allenfalls unter einem Mangel an wirklichen Problemen leidet. Wenn es Dukaten vom Himmel regnet, mag niemand in der Stube sitzenbleiben und sich die gute Laune durch Berichte vom Ar-



beitsmarkt vermiesen lassen. Zudem haben sich die Deutschen daran gewöhnt, vom «Vater Staat» subventioniert zu werden. Es gibt Kindergeld und Elterngeld, Geld für Väter, die eine Auszeit nehmen und zu Hause bleiben, Geld für die Produktion und Nichtproduktion landwirtschaftlicher Güter, Geld für die Förderung von Kohle, Geld für den Anbau von Tabak und für

Kampagnen über die Gefahren des Rauchens. Inzwischen ist auch vom «Bürgergeld» die Rede, einem vom Staat garantierten und bezahlten Grundeinkommen, das an keine Leistung gebunden ist.

Nullsummenspiel für alle

Eine einfache Tatsache, die in diesem Zusammenhang nicht einmal «angedacht» wird, ist die, dass der Staat das Geld nur verteilt, es aber nicht erarbeitet. Woher das Geld kommt, ist denjenigen, die es bekommen, völlig egal. Deswegen fällt es niemandem auf, dass er den Neuwagen seines Nachbarn mit bezahlt, solange auch er eine Prämie bekommt, die mit den Steuern seines Nachbarn finanziert wurde. Am Ende ist es ein Nullsummenspiel, an dem sich alle beteiligen wollen wie Kinder beim Reibekuchen-Wettessen.

Denn wenn es um Geld geht, sind die Deutschen ausgesprochen infantil. Einerseits ist Geld etwas Unreines, über das man am besten nicht redet, sich «persönlich zu bereichern», ist der schlimmste Vorwurf, der in einer öffentlichen Auseinandersetzung erhoben werden kann. Sportler und Stars, die Millionen verdienen, die sie nur widerwillig versteuern, treten gerne in Benefiz-Shows auf, um sich als Helfer der Bedürftigen darzustellen. Andererseits hat es kaum eine PR-Aktion gegeben, die erfolgreicher war als die «Geiz ist geil»-Kampagne eines grossen Elektroartikelhändlers. Solche Parolen erlauben tiefe Einblicke in die Psyche des Konsumentenkollektivs. Wenn Geiz geil ist, dann ist Grosszügigkeit ein Libidokiller. In Verbindung mit einer soliden Unkenntnis wirtschaftlicher Vorgänge wirkt die «Abwrackprämie» verlässlicher als jedes Aphrodisiakum. Sie stimuliert nicht nur das Kaufverhalten, sie suggeriert auch Wohlstand durch Wohlfahrt. Mag Geben seliger sein als Nehmen, Nehmen macht viel mehr Spass als Geben.

Dave Gahan

Der Sänger der Kultband Depeche Mode hat sich vom Idealismus verabschiedet. Er nehme keine Drogen mehr und gehe mit den Kindern im Park spazieren. Der Kreativität habe es nicht geschadet.



«Eine Art ungeschriebenes Gesetz des Universums»: Musiker Gahan.

Dave Gahan, Ihr neues Album «Sounds of the Universe» ist von schwarzem Humor geprägt. Sind Sie zynisch geworden?

So würde ich das nicht sagen. Früher war ich sehr idealistisch und aggressiv und habe meine Gefühle auf direkte Art und Weise ausgedrückt. Meine Hoffnung war, dass ich damit Menschen dazu animieren kann, etwas in der Welt zu bewegen. Natürlich ist es auch heute noch wichtig für mich, dass meine Musik eine Botschaft enthält, aber ich habe mit dem Alter doch auch gelernt, dass alles seine Grenzen hat.

Wünschen Sie sich manchmal den alten Dave Gahan, den Idealisten, zurück?

Nein, alles zu seiner Zeit. Es hat auch seine Vorteile, realistischer und nüchterner zu sein. Das heisst nicht, dass man keine Träume mehr hat. Aber ich habe mich weiterentwickelt und bin erwachsener ge-

worden. Früher war ich nur für mich selber verantwortlich, ich habe Drogen genommen und bis in die Morgenstunden Partys gefeiert. Es war toll, wild und verrückt, aber es ist vorbei. Heute habe ich eine Familie, ich stehe zu normalen Zeiten auf und gehe mit meinen Kindern im Park spazieren.

Wirkt sich dieser Wandel auf die Musik aus?

Ein Kollege hat vor drei Jahren mit der Trinkerei aufgehört und gestanden, dass er unglaubliche Angst davor hatte, nicht mehr kreativ sein zu können. Mir ist es genau gleich ergangen. Wir haben halt alle dieses romantische Bild des leidenden Künstlers vor Augen, der nur arbeiten kann, wenn er am Verzweifeln ist. Erstaunlicherweise war aber genau das Gegenteil der Fall: Man hat ebenso viele kreative Einfälle wie früher, nur dass man sich besser konzentrieren kann, wenn man sauber ist.

Sind Sie dadurch produktiver geworden?

Nicht unbedingt, aber die Qualität meiner Arbeit hat zugenommen. Als leidender Künstler habe ich zwar schon gute Texte geschrieben, aber man kann diesen Level an Selbstfolter meist nicht lange aufrechterhalten. Ungefähr zu der Zeit, als wir «Violator» und «Songs of Faith and Devotion» aufnahmen, hatte ich das Gefühl, dass ich eine Art Figur verkörpere, eine Marionette sei. Heute habe ich mich mehr unter Kontrolle, heute bin ich wieder ich.

Wie ist die Dynamik in der Band?

Unsere Beziehungen waren schon immer sehr komplex. Ich würde nicht sagen, dass Martin, Fletch und ich die besten Freunde sind. Jeder von uns dreien hat seinen festen Freundeskreis. Aber wir fühlen uns einander sehr verbunden, als wären wir Brüder. Meist verstehen wir uns gut. Manchmal zanken wir uns jedoch, und das endet dann meistens damit, dass einer die anderen aus dem Studio schmeisst. Dann dürfen wir uns für eine Weile nicht unter die Augen treten.

Oft entsteht aus Spannung Kreatives.

Ja, da haben Sie recht. Bei uns ist es aber besser, wenn wir uns erst einmal beruhigen, bevor wir wieder einen Versuch wagen. Doch meist dauert das nicht lange. Besonders wenn ich mich mit Martin streite. Mit ihm fühle ich mich irgendwie tief verbunden. Das ist nicht etwas, worüber wir sprechen, und ich weiss nicht genau, ob es ihm auch so ergeht. Dennoch habe ich dieses Gefühl, dass wir füreinander gemacht sind. Es ist eine Art ungeschriebenes Gesetz des Universums, dass wir zusammen Musik machen müssen.

Haben Sie schon ans Aufhören gedacht?

Ich würde leugnen, wenn ich sagte, dass ich nie ans Aufhören denke. Aber ich brauche immer wieder eine Herausforderung. Ich gehöre zu den Menschen, die das Gras wachsen hören. Ich schlafe nicht sehr gut, und ich bin dauernd am Grübeln. Dabei entstehen Ideen für Melodien und Textfragmente. Meine kreative Arbeit ist wie eine Art Therapie, die mir hilft, meine Gefühle und Emotionen zu verarbeiten. Ich kann mir ein Leben ohne Musik nicht vorstellen.

Wie halten Sie es aus, Abend für Abend auf der Bühne zu stehen?

Das kann sehr anstrengend sein. Wenn ich auf der Bühne stehe und das Adrenalin durch meinen Körper schießt, bin ich sehr glücklich. Danach bin ich total ausgelaugt. Ich will dann niemanden sprechen oder sehen, sondern nur für mich allein sein. Am schwierigsten wird es, wenn ich zurück nach Hause gehe und versuche, in mein normales Leben zurückzufinden. Das fällt mir immer sehr schwer.

Die Fragen stellte **Sarah Elena Schwerzmann**.
Depeche Mode: Sounds of the Universe (Mute).
Erscheint am 20. April.

Mörgeli

St. Galler Hofnarren

Von Christoph Mörgeli

Wer sich einen Hofnarren anschafft, sollte sich nicht wundern, wenn der Narr wie ein Narr spricht. Auch die Universität St. Gallen (HSG) beschäftigt einen Hofnarren. Er nennt sich dort einfach «Wirtschaftsethiker». Die Stelle dieses hauseigenen Hofnarren hat die HSG 1987 geschaffen. Zuvor haben die evangelisch-reformierten und römisch-katholischen Kirchen den Lehrstuhl, wie es so schön heisst, «anschubfinanziert». Noch jede «Anschubfinanzierung» ist schliesslich in eine fixe Staatssubvention umgewandelt worden. Nicht anders beim «Institut für Wirtschaftsethik» der HSG.

Mit Hofnarren ist es wie mit den Meteorologen: Es interessiert sich keiner für deren Geschwätz, solange die Sonne scheint. Nun hat sich aber die Grosswetterlage grundlegend verändert. Es weht eine deutsche Brise. Und über den Pazifik bläst Obamas Tornado. Doch was kümmern den Hofnarren die Windverhältnisse? Auf Einladung der Grünen sprach der St. Galler Wirtschaftsethiker Ulrich Thielemann vor dem Finanzausschuss des Deutschen Bundestages. Dort prangerte er das Schweizer Steuersystem an, kritisierte das hiesige Bankgeheimnis und sprach von «fehlendem Unrechtsbewusstsein» in unserem Land. Was der gebürtige Deutsche und seit 1988 von der Schweiz finanzierte Thielemann vergass: Der Hofnarren wird am eigenen Hof geduldet. Aber nicht, wenn er zur Konkurrenz reist und dort auf seinen Brötchengeber spuckt.

Inzwischen hat der HSG-Rektor seinen Ethiknarren scharf gerügt. Er habe mit seinem Auftritt der Universität geschadet. Was auch nicht besonders glaubwürdig klingt. Denn Thielemann hat in Berlin nichts anderes gesagt, als was er seit Jahren mit dem Segen der HSG verbreitet. Im Herbst, so ist es jedenfalls geplant, soll sein neuestes Buch erscheinen: «Das Ende der Marktgläubigkeit». Der Ankündigungstext gibt die Stossrichtung vor: «Was ist falsch am <freien> Markt? Warum ist die Marktgesellschaft keine gute Gesellschaft?»

Nun bange Ulrich Thielemann um seinen Universitätsjob. Aber bitte. Wer einen Hofnarren anschafft, soll sich nicht wundern, wenn der Narr wie ein Narr spricht. An einem selbstbewussten Hof lässt man die Narren gewähren – und lacht über sie. Dass die HSG ihren eigenen Hofnarren ernst nimmt, zeigt vor allem eines: dass die einstige Kaderschmiede zu einer Kaderklempnerei abgestiegen ist.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Für Mensch und Melander

Von Peter Bodenmann — Der Fischzüchter Hans Raab verhält sich vorbildlich umweltschonend. Den Behörden reicht das nicht.



Schleudert fleischschonend: Unternehmer Raab.

Ist Fliegenfischen Kunst oder Kunsthandwerk? Wohl beides. Irgendwann zappelt der Fisch an der Angel. Der Kaltblüter kämpft verzweifelt um sein Leben, der Fliegenfischer drillt ihn geduldig bis zur Erschöpfung. Viele Kunsthandwerker befreien den erschöpften Fisch von der Angel, lassen ihn frei, um bei nächster Gelegenheit den ungleichen Kampf wieder aufzunehmen.

Jagen und Fischen haben etwas Archaisches. Wenigen kommt es in den Sinn, wegen der Todesangst der Fische das Fliegenfischen zu verbieten. Kampf und Krampf in der Natur war, ist und bleibt fressen und gefressen werden. Schlagen, geschlagen und erschlagen werden.

Hans Raab hat sich im Putzsektor, im zweithärtesten Gewerbe der Welt, von unten nach oben gearbeitet. Raab ist ein Boxer, der gelernt hat, einzustecken und auszuteilen. Und mit hoher Beweglichkeit hundert und eine Erfindung patentieren liess. Sein Unternehmen heisst Ha-Ra, seine Art, verbittert aus dem Rollstuhl heraus zu kommunizieren, erinnert in letzter Zeit an Harakiri. Eine Figur für Romane, die leider niemand schreibt.

Dabei ist Raab gegen Atomkraftwerke und gegen Pharmariesen. In seiner vierzig Millionen teuren Fabrik im St. Galler Rheintal schwimmen die Fische – betreut von fünfzig Angestellten – in sauberem Thermalwasser. Sie werden nicht mit Fischmehl aus den halb leergefischten Weltmeeren gefüttert, son-

dern nur mit umweltfreundlich angebauten Maiskörnern und Sojabohnen. Raab setzt kein Penizillin ein, sondern setzt auf perfekte Hygiene. Alles wird gefiltert und rezykliert. Die Abfälle des Betriebes produzieren Strom und Wärme.

Wie tötet Hans Raab die selbstgekreuzten Welse? Er kühlt seine Melander innert dreier Tage auf zehn Grad ab. Legt sie in Eis. Und schleudert sie danach fleischschonend sanft und effizient entschlammt in den Tod. Was fordern St. Galler Regierungsrat, Kantonsrat und Tierschützer? Sie möchten, dass Hans Raab den Fischen vorgängig einen Elektroschlag versetzt oder das Genick bricht. Bei robusten Welsen nicht ganz einfach.

Wissenschaftlich ist nicht klar, welcher Tod der unschönere ist. Der Tod durch Erfrieren oder durch Elektroschocks. Oder der Schnitt durch Genick und Rückenmark. Selbst bei den Menschen ist diese Frage – wie ein Blick in die Todeszellen der USA belegt – unentschieden.

Warum in aller Welt machen die Behörden nicht eine wissenschaftliche Studie, um dieser Frage nachzugehen. Und lassen den Unternehmer Hans Raab – gestützt auf eine gesetzlich mögliche Ausnahmegewilligung – seine Melander vorerst ausgekühlt schleudern?

Büsst der deutsche «Harakiri»-Raab für den deutschen Cowboy Steinbrück?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Willkommen in der Gegenwart

Von Kurt W. Zimmermann — Es ist nicht leicht, einen guten Chefredaktor zu finden. Denn Oswald Grübel hat schon einen Job.

Seit letzter Woche hat der Zürcher *Tages-Anzeiger*, das grösste abonnierte Blatt der Schweiz, eine neue Chefredaktion. Das Führungsduo besteht aus Res Strehle und Markus Eisenhut.

Das wäre weiter nicht interessant, weil beim *Tages-Anzeiger* sowieso alle zwei bis fünf Jahre die Spitze ausgewechselt wird. Interessant ist es darum, weil erstmals eine neue Chefredaktion ihren Job mit einer bisher ungekannten Zielvorgabe antritt. Sie hat die eigene Belegschaft durch den Fleischwolf zu drehen.

Strehle und Eisenhut übernehmen beim *Tages-Anzeiger* dieselbe Rolle, mit der zugleich Oswald Grübel bei der UBS und Frederick Henderson bei General Motors ihren Job antreten. Die neuen CEOs kommen als Sanierer. Sie alle müssen die Kosten massiv herunterfahren.

Das ist neu. Noch nie wurde hierzulande ein neuer Chefredaktor geholt, damit er die eigenen Leute feuert. Es gab zwar auch in der Vergangenheit Chefredaktoren, die während ihrer Dienstzeit zu finanziellen Anpassungen gezwungen waren. Noch nie aber, bis diesmal, war der Auftrag zum Arbeitsplatzabbau die Bedingung einer journalistischen Beförderung.

Zum Vergleich: Es ist drei Jahre her, als bei einem unserer grossen Blätter ein neuer Chef sein Amt antrat. Wir fragten ihn damals, ob er nun sparen müsse. «Nein», sagte er, «ich habe keine Sparvorgaben, sonst hätte ich den Job gar nicht angenommen.» Mit dieser Aussage bewegte er sich in der 250-jährigen Tradition seines Standes. Chefredaktoren sahen sich stets als Beschützer ihrer Redaktion. Sie solidarisierten sich mit den Journalisten, wenn der Verlag ökonomischen Druck ausübte.

Chefredaktoren wollten meist höhere Budgets, die Verlagsmanager mehr Effizienz. Die Zeitungsgeschichte ist voll von Impllosionen in diesem Konflikt. Den bekanntesten Fall der Schweiz inszenierte der damalige *Tages-Anzeiger*-Chef Roger de Weck. 1997 verliess er unter Getöse das Blatt, weil ihm der Verlag kein höheres Budget bewilligte.

Auch in diesem Jahrzehnt hielt diese Haltung an, wenngleich mehr ökonomische Rationalität Einzug hielt. Peter Hartmeier, der abtretende *Tages-Anzeiger*-Chef, war der klassische Vertreter dieser Zwischengeneration. Er akzeptierte zwar die Budgetpläne des Verlags, verstand sich aber nicht als proaktiver Kostendrucker, weil er um seine Qualitätsstandards fürchtete. Nun hat ein anderer Realismus die Redaktionen erreicht. «Die Kunst wird darin



Realismus: Chefredaktoren Eisenhut, Strehle.

bestehen, mit einem tieferen Budget eine hochstehende Zeitung zu machen», sagt Strehle. «Wir sind uns der wirtschaftlichen Zwänge bewusst, denen eine Zeitung unterliegt», sagt Eisenhut.

So reden auch Grübel und Henderson. Es wird also zu einem Blutbad kommen. Das *Tages-Anzeiger*-Budget beträgt, ohne *Magazin*, 41 Millionen Franken. Die neuen Chefs, so geht die Spekulation, werden um die 10 Millionen sparen müssen. Das entspricht, neben strukturellen Anpassungen, 50 bis 70 Stellen auf der Redaktion. Auch andere Blätter, wie die *Basler Zeitung*, haben prozentual in vergleichbarem Rahmen abgebaut.

Unser schwerer Irrtum

Interessant daran ist, wie schnell die Wende kam. Wir können das am eigenen Beispiel beschreiben. Im Herbst 2006 sagten wir in dieser Kolumne, es sehe danach aus, als ob auf Redaktionen die strukturelle Aufräumarbeit abgeschlossen sei. Wörtlich sagten wir: «Der Trend auf den Redaktionen hat gedreht: Die Manager können gehen, die Publizisten können kommen.»

Es war ein schwerer Irrtum. Am 4. Januar 2007 stand in der *Neuen Zürcher Zeitung* der Ausdruck «Subprime». Es war das erste Mal, dass der Ausdruck «Subprime» in einer Schweizer Tageszeitung stand. Seitdem haben wir gelernt: Die Manager können kommen.

«Geschlechtsgerechte Sprache»

Von Peter Keller

Wie die *Welt online* berichtet, hat die Europäische Union eine Broschüre für «geschlechtsgerechten Sprachgebrauch» herausgegeben. Ziel der Massnahme sei es, sexistische Wörter und Formulierungen in offiziellen Papieren zu vermeiden. Auch feministisch motivierte Sprachreinigung verbreitet ihren eigenen Charme. Die Brüsseler Bürokraten, Verzeihung: Bürokratieverantwortlichen, halten fest, dass in Veröffentlichungen des EU-Parlaments Wörter auftauchen, die als «einseitig, diskriminierend oder herabsetzend ausgelegt werden können». In manchen Sprachen sei sogar das «Element Mann» in Ausdrücken enthalten, mit denen Frauen ebenso gemeint seien wie Männer: Fachmann, Staatsmann, Ersatzmann.

So geht das nicht. Neutrale Bezeichnungen seien vorzuziehen, meint die Arbeitsgruppe. Etwa «Flugpersonal» statt Flugbegleiter. «Polizeikraft» statt Polizist. «Lehrperson» statt Lehrer. Und aus dem Fahrer wird das «fahrende Personal». Wobei sich auch bei vermeintlichen Lösungen manch neue Problemstellung ergibt. Wie ist eigentlich künftig der Begriff «Busfahrende» zu verstehen? Sind das mehrere Buschauffeure? Oder handelt es sich eher um eine Gruppe Zigeuner, die den städtischen Linienbus nutzt?

Mit geradezu atemberaubender Geschwindigkeit erkletterte die profane Putzfrau die geschlechtsgerechte Karriereleiter. Sie mutierte erst zur «Raumpflegerin». Dann zur «Reinigungsfachfrau». Und neuerdings zur «Putzfachkraft». Ähnlich erging es dem Hauswart, der zum «Facility-Manager» aufstieg. Die Gender-sensible Fachperson ahnt: Auch der «Facility-Manager» verströmt sexistische Nebengerüche. Erstens ist der Manager männlich. Zweitens entstammt der Begriff der Ökonomie – und diese ist ohnehin schon testosteronübersäuert.

Also her mit Begriffsalternativen. Wenn es um die Umsetzung neuer EU-Vorschriften geht, steht unsere Bundesverwaltung bekanntlich mustermädchenhaft bereit. Das gilt sicher auch für die Brüsseler Broschüre zum «geschlechtsgerechten Sprachgebrauch». Dieser sollte selbstverständlich nicht vor dem Bundesrat haltmachen. Eine an sich schon sexistische Einrichtung. «Bundesregierung» wäre viel besser. Und «Bundesratskraft» statt Bundesrat. Darüber würde sich die Aussenministerin Micheline Calmy-Rey bestimmt freuen.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Leserbriefe

«Wir Theologen fordern ja auch nicht die Verbannung der Immunologie aus dem Wissenschaftskanon.» *Gina Schibler*

Verwunderlich und unwissenschaftlich
Nr. 14 – «Universitäre Theologie, wozu?»;
Beda M. Stadler über die Theologie

Es ist verwunderlich und unwissenschaftlich, dass ein Wissenschaftler es sich erlaubt, mit veralteten Konzepten zu operieren. Wir Theologen fordern ja auch nicht die Verbannung der Immunologie aus dem Wissenschaftskanon, weil vor über hundertsechzig Jahren die Erkenntnisse von Semmelweis von Fachkollegen und Ärzten zunächst nicht anerkannt wurden. Theologische Hochschulen sind heute Orte des befreienden Diskurses des Religiösen. Die wissenschaftliche Durchdringung der Vielfalt der biblischen, alttestamentlich-neutestamentlichen Tradition sowie der Vielfalt der gegenwärtigen Phänomene des Religiösen – das alles soll nach Beda M. Stadler privatisiert werden? Menschen schlagen sich mit Bezug auf ihren Gott gegenseitig die Köpfe ein, doch soll es der Wissenschaft verboten sein, nachzuforschen, welche Glaubensvorstellungen lebensfördernd, welche doktrinär und lebensfeindlich wirken? Ein Blick auf den islamischen Kulturraum und die fast hermetische Abschottung der islamischen Theologie von Wissenschaft und Forschung zeigt, welcher gewaltigen Gewinn eine Gesellschaft daraus zieht, wenn Glaube und Wissenschaft keine Gegensätze darstellen. Will Stadler, dass Religion sich dem kritischen Diskurs entzieht? *Pfr. Dr. Gina Schibler, Präsidentin Pfarrverein des Kantons Zürich*

Als Theologiestudent hat mich dieser Artikel schockiert. Es ist nicht ungerecht, dass es an vielen Universitäten nur einen Lehrstuhl für christliche und z. B. keinen für buddhistische Theologie gibt. In unserer multireligiösen Gesellschaft ist es fundamental, dass wir über unsere eigenen religiösen Wurzeln Bescheid wissen. Wir können keinen interreligiösen Dialog pflegen, wenn wir unsere eigene Reli-

gion nur ungenügend kennen. Zweitens ist Theologie eine Wissenschaft wie jede andere auch. Es wird kritisch über das Christentum reflektiert. Es stimmt nicht, dass Theologen keine Forschungsfreiheit besitzen. Aus meiner Erfahrung kann ich bezeugen, dass es sehr viele Professoren gibt, die sich durchaus kritisch und differenziert zum Lehramt und zum



«Die richtige Ausbildung ist für Karrierestürmer wie die Bergschuhe für Gipfelstürmer.»

Urs Honegger, dipl. Wirtschaftsprüfer, Partner,
PricewaterhouseCoopers, Winterthur

Urs Honegger geb. 1960 | 1981 acht Monate Trekking durch Südamerika | 1985 Abschluss der HWV Zürich | Eintritt als Revisionsassistent bei PricewaterhouseCoopers | 1990 dipl. Wirtschaftsprüfer | 1995 Partner | 2006 Leiter Wirtschaftsprüfung Handel & Industrie PwC Schweiz | Mitglied der Geschäftsleitung Wirtschaftsprüfung | seit 1985 verheiratet mit Karin | Vater von vier Kindern im Alter von 17–22 Jahren |

Wirtschaftsprüfung. Wo Karrieren geboren werden. www.treuhand-kammer.ch

Vatikan äussern. Wenn sich an der Kirche etwas verändern sollte, geht diese Entwicklung mit Sicherheit von den Universitäten aus. Es stimmt nicht, dass wir einfach jede Frage mit «Gott» beantworten, und wir sind keine «Möchtegernphilosophen»! Theologie und Philosophie haben unterschiedliche Ansätze, befruchten sich aber gegenseitig. Die Universität braucht die Theologie, und die Theologie braucht die Universität!
Claudio Gabriel, Theologiestudent, Universität Luzern

Beda M. Stadler ist bekennender Atheist. Seinen Glauben an die Nichtexistenz Gottes findet er gut. Den Glauben anderer an Gott findet er nicht gut. Theologen bezeichnet er als Möchtegernphilosophen, weil am Schluss immer «Gott» rauskommt. Sich selbst bezeichnet er aber nicht als Möchtegernphilosophen, obschon bei ihm am Schluss immer «Nichtgott» rauskommt. Stadler legt bei andern Menschen einen Massstab an, dem er selbst nicht genügt. Jesus nennt solche Leute Heuchler und trifft damit einmal mehr ins Schwarze. *Andreas Locher, Oberburg*

Nie von Hayek & Co. gehört?
Nr. 14 – «Persilschein in Grau»;
Carmen Gasser über Vekselberg

Der Zeithorizont der Autorin ist zu eng. Dehnt man «bislang» auf die letzten dreissig Jahre aus, kann man die Industrieruinen von Winterthur sowie das leerstehende Sulzer-Hochhaus keineswegs als Ausdruck einer «tadellos gemeisterten Krise» bezeichnen. Einer Krise, die damit begonnen hat, dass die Familie Sulzer sich aus der Rolle eines Patrons verabschiedet hat. Jetzt ist endlich ein echter Patron in Sicht. Die schweizerische Maschinenindustrie ist durch ihre Patrons gross geworden, nicht durch ihre Manager, die nur von einer Geschäftsperiode zur anderen wirtschaften. Kein echter Patron hat bis jetzt auch nur ein einziges schweizerisches Unternehmen heruntergewirtschaftet. Und wenn die Autorin unterschwellige Ängste schürt («seltsame Methoden des Oligarchen»), so unterschlägt sie damit sträflich die Rolle unserer Patrons fremder Herkunft. Hat sie wirklich noch nichts von Bührle, Hayek & Co. gehört?
Victor Aleksejewitsch Lambert, Rickenbach Sulz

Unterschwellige Kritik
Nr. 14 – «Überall und nirgendwo»;
Urs Gehrig über die Fehler Obamas

An Ihrem Artikel beanstandete ich den unterschweligen Ton einer Kritik. Die Opposition wird immer etwas finden. Nur wer nichts unternimmt, ist fehlerfrei. Präsident Obama will etwas bewegen, bietet seine Ideen gut an, und wir sollten ihm im Sinne eines demokratischen Rechtes seine Frist gewähren. Ich wehre mich gegen eine Vorverurteilung. Die Abrechnung kommt früh genug.
Günther Tropschuh, Ühlingen (Deutschland)

jura
SWISS + MADE

If you love coffee

Roger Federer, langjährige Nummer 1 im Welttennis
und Gewinner von 13 Grand-Slam-Titeln

**Von der Bohne in die Tasse, auf Knopfdruck
frisch gemahlen, frisch gebrüht.**

Tennis-Champion Roger Federer stellt hohe Ansprüche an sich selbst. Und auch beim Kaffee ist ihm nur das Beste gut genug. Seine Liebessorte genießt er frisch gemahlen und genau nach seinem Geschmack gebrüht – als Espresso, Latte macchiato, Cappuccino, Ristretto. Auf Knopfdruck, mit seiner JURA IMPRESSA.

JURA Elektroapparate AG, Kaffeeweltstraße 10,
4626 Niederbuchsiten, www.jura.com



Revolte der Realisten

In der Volksschule bleibt kein Stein auf dem andern. Politik und Verwaltung setzen eine Grossreform nach der andern in Gang. Die Praktiker an der Front fragt man nicht. Erfahrene Lehrer wehren sich, Verbände proben den Widerstand. *Von Philipp Gut und Christian Schnur (Bilder)*

Vergangene Woche kam es an einer Bieler Schule zu einem Polizeieinsatz. Lokale Medien berichteten darüber, die *Weltwoche* hat den Fall bei Eltern und Behörden recherchiert. Was ist geschehen? In der Realklasse 9a im Oberstufenzentrum Madretsch herrschen seit Jahren chaotische Zustände. Die Schüler – von dreizehn haben dreizehn einen «Migrationshintergrund» – grölen, pöbeln, boykottieren und sabotieren den Unterricht. Wird leihweise Material verteilt, verschwindet manches davon. Die Klassenlehrerin wird als «Nutte» und «Schlampe» beschimpft, Gegenstände fliegen durchs Zimmer, Schüler schwänzen. Die Lehrerin bricht zusammen.

Der Schulleitung in Biel bleibt nichts anderes übrig, als die ausser Kontrolle geratene Klasse aufzulösen. Die Schüler sollen auf verschiedene andere Klassen verteilt werden. Wer sich weigert, kündigt die Leitung an, wird für den Rest des Schuljahres vom Unterricht ausgeschlossen.

Die Schüler folgten dem Ultimatum nicht. Am Montag letzter Woche verbarrikadierten sie sich im Klassenzimmer. Einen halben Tag bringen sie, bei explosiver Stimmung, ohne Lehrer zu. Sie bekommen einen Verweis, die Eltern müssen eine Bestätigung unterschreiben, dass die Weisungen der Schule befolgt werden. Die Hälfte der Klasse weigert sich noch immer, der Schulausschluss wird Tatsache.

Tummelfeld für Experten und Beamte

So war es zumindest geplant. Es kommt anders: Schüler und Eltern stürmen das Büro der Schulleitung. Sie erheben massive Drohungen. Die Lehrer müssen die Polizei zu Hilfe holen.

Der Stand heute: Am Donnerstag letzter Woche lenkten die renitenten Schüler und Eltern ein, sämtliche Unterschriften liegen vor. Die Klasse wird aufgeteilt, vor dem Schulhaus fährt zur Sicherheit eine Polizeistreife auf.

Was zeigt der Fall? Ein beteiligter Lehrer sagt: «Was in Biel abläuft, ist typisch für die

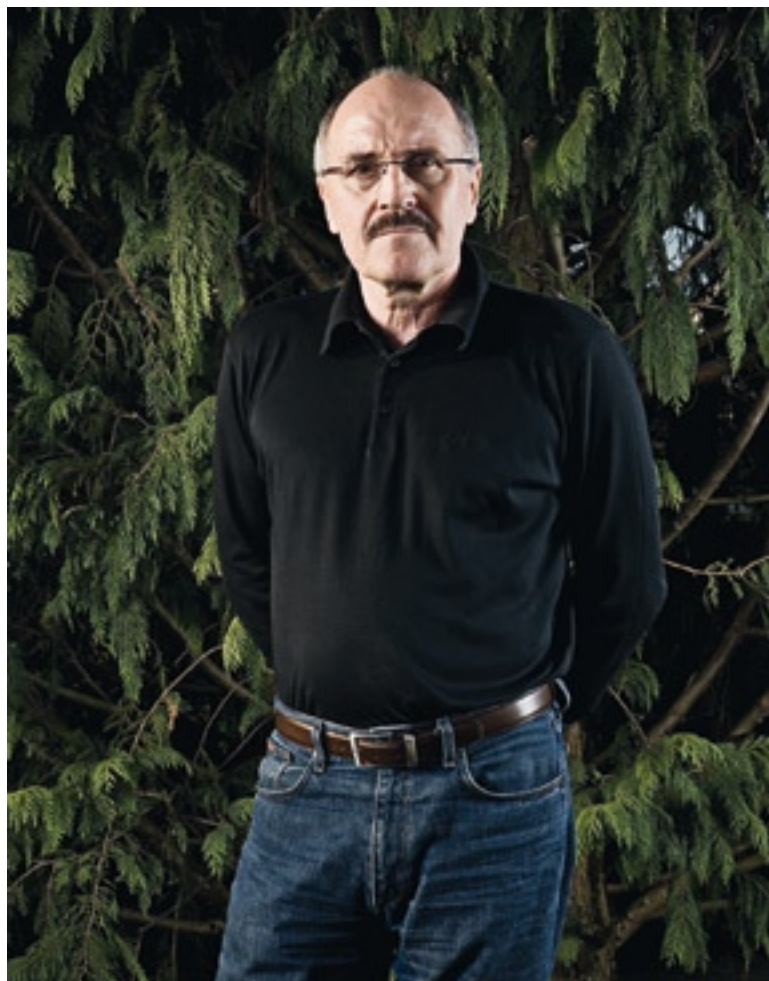
Situation in der Schule. Die Probleme werden schön geredet, die realen Verhältnisse ignoriert. Statt auf die Basis zu hören und die Lage an der Front zu verbessern, setzen Politik und Bildungsbürokratie ständig neue Reformen mit zweifelhafter Wirkung in Gang.»

Trifft der Befund zu? Die *Weltwoche* hat sich in Lehrerzimmern des Landes umgehört, Gespräche mit erfahrenen Praktikern aus verschiedenen Kantonen und allen Stufen geführt. Die Schule ist in den letzten Jahren zum Kampfplatz der Politik und zu einem Tummelfeld von Experten und Beamten geworden, die ihre Theorien und Visionen verwirklichen möchten. Was die technokratischen Bemühungen wert sind, erfährt man nicht in Hochglanzbroschüren und ausgeklügelten Konzepten, sondern dort, wo sie umgesetzt werden: in der Schule.

Die Ergebnisse der Befragungen zeigen, um es vorwegzunehmen, in eine andere Richtung. Der Unmut ist gross, manche resignieren, eini-



«Der Kaiser ist nackt»: Lehrer und Politiker Daniel Goepfert.



«Bildungsblase»: Sekundarlehrer Hansruedi Hottinger.

ge proben den Aufstand. Wer unterrichtet, ist täglich einer Art Realitätstest ausgesetzt: Die Lehrer merken, wo der Schuh drückt. Sie wissen, welche Reformen funktionieren und welche nicht.

Martin Hänzi, Sekundarlehrer und Schulleiter, Pieterlen BE — Hänzi, Lehrer seit 25 Jahren, veranschaulicht die Problematik mit einer Anekdote. Vor einigen Jahren präsentierte ein Vertreter des Bildungsdepartements seine Vorstellungen von Schule. Die Präsentation umfasste etwa fünfzehn Punkte. Irgendwo zwischen Punkt sieben und Punkt zwölf kam das «Unterrichten». Das sei typisch: Vor lauter Reformen und bürokratischen Umständen verliere man den Sinn fürs Wesentliche.

Hänzi erinnert sich, dass die hohe Zeit der Grossreformen zu Beginn der 1990er Jahre einsetzte. «Wir dachten damals: <So, das ist es jetzt.> Aber es ging immer weiter.» Die Bildungsverwaltungen sind seither stark gewachsen, «neue pädagogische Ideen setzen sie jeweils sofort um».

Das «Zauberwort» der Stunde heisse «Individualisieren». Es soll die «Integration» ermöglichen (neuerdings sprechen Bildungsforscher auch von «Inklusion», weil sie festgestellt haben, dass der Normalbürger «Integration» auf Ausländer und nicht auf lernschwache Schüler bezieht). Ein individualisier-

render Unterricht, das bedeute etwas zugespitzt: «Jedem Schüler sein eigenes Programm zuschneiden.» Hänzi: «Das ist zwar ein hehres Ziel, aber praktisch liegt es einfach nicht drin.»

Mit dieser Einschätzung steht der Oberstufenlehrer nicht allein da. Die Basis teilt sie offenbar, wie sich an einer Delegiertenversammlung der Lehrgewerkschaft zeigte. Die Führung liess verlauten, die Lehrer stünden hinter dem «integrativen Schulmodell». Hänzi erlaubte sich die Zwischenfrage, ob dem wirklich so sei. Er erzwang eine Konsultativabstimmung. Rund zwei Drittel der Delegierten stimmten gegen die «Integration».

Daniel Goepfert, Gymnasiallehrer und Grossrat (SP), Basel-Stadt — Goepfert fasst die Lage so zusammen: «Die Zentrale bindet Geld und Ressourcen, und die fehlen dann an der Front.» Goepfert hat gezählt, dass das Erziehungsdepartement gegen dreissig wichtige Projekte am Laufen hat. Dabei gehe es nur um «Begleitmassnahmen».

«Irgendwann», sagt der Lehrer und Politiker Goepfert, «sollten wir wieder über Inhalte reden: Was sollen die Schüler am Ende der obligatorischen Schulzeit können? Wie überprüfen wir das? Was spricht gegen einen gemeinsamen Schulabschluss in den vier Kantonen der Nordwestschweiz?» >>>

Die wichtigsten Reformen

An den Schweizer Schulen wimmelt es von Projekten, Experimenten und Baustellen. Die wichtigsten Reformen im Überblick:

HarmoS: Das Projekt der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) will die obligatorische Schulbildung verbindlich harmonisieren. Qualität und Durchlässigkeit des Systems sollen gesichert und Mobilitätshindernisse abgebaut werden. HarmoS regelt unter anderem das Schuleintrittsalter und die Dauer der obligatorischen Schulbildung. In manchen Kantonen stösst es auf politischen Widerstand.

Integrative Schulformen (IF): Sonderklassen sollen aufgelöst werden. Schüler mit Lerndefiziten und Verhaltensauffälligkeiten werden in Regelklassen integriert.

Lehrplan 21: Erarbeitung eines gemeinsamen Lehrplans aller Deutschschweizer Kantone auf der Basis von Kompetenzrastern in allen Fächern auf den Stufen eins bis elf.



«Die Faust im Sack»: Primarlehrerin Regula Peter.



«Dramatische Situation»: Psychologe Allan Guggenbühl.

Die Situation in Basel habe «etwas Gespenstisches»: «Der Kaiser ist nackt – und niemand sagt es ihm.» Die Anspielung auf den Märchenkaiser zielt auf Erziehungsdirektor Christoph Eymann (LDP). Goepfert vermisst bei den Dutzenden von Projekten eine «Erfolgskontrolle». Weil Basel-Stadt bei der vorletzten Pisa-Erhebung schlecht abschnitt, mache man jetzt einfach nicht mehr mit. Die mageren Leistungen der Schüler erkläre das Departement mit dem hohen Ausländeranteil. Goepfert lässt das nur zum Teil gelten. Die Basler Probleme seien auch hausgemacht: «Zu viele Reformen, zu wenig Konzentration auf den Unterricht, fehlende Fachbezogenheit und Zielorientierung.»

Selbsterfahrungskurse en masse

Es gebe beispielsweise keine «fachbezogene» obligatorische Weiterbildung für Lehrer. Stattdessen, das zeigt ein Blick ins Programm des zuständigen Instituts für Unterrichtsfragen und Lehrer/innenfortbildung, bietet das Erziehungsdepartement psychologisch-esoterisch ausgerichtete Selbsterfahrungskurse en masse an. Das klingt dann so: Rubrik «Reflexion und Wahrnehmung», Kurs «Zeitinseln beleben», «Ziel: Dank sorgfältiger Planung Ihrer Arbeit, liebevollem Umgang mit Ihren Ressourcen (Zeit, Freude, Energie, unterstützende Menschen etc.) und der Schaffung von Zeitinseln sind Sie vorbereitet auf den herausfordernden Alltag als Lehrperson».

Weitere Kurse heissen: «Selbst-Coaching: Lebenslust statt Alltagsfrust – ein Balanceakt», «Hilfe, mein Hirn ist ein Sieb», «Das Leben als letzte Gelegenheit – Gesundheit und Zeitempfinden», «Älterwerden im Beruf – Kurs für Frauen». Im Kanton Bern konnte man in einem Kurs «Führungserfahrung mit Shetland-Ponys» erwerben.

Die Auswahl ist durchaus typisch. Wie Daniel Goepfert berichtet, durfte auch er an einer Fortbildung Bäume umarmen.

Regula Peter, Primarlehrerin, Kanton Zürich — Peter ist seit 28 Jahren im Schuldienst, «mit Leib und Seele», wie sie sagt. Gemeinsam mit einer Kollegin hat die Primarlehrerin «Gedanken zum Lehrerberuf (aus dem Alltag)» verfasst, ein kleines Manifest, in dem sie «Stressfaktoren» anführen, denen Lehrer ausgesetzt sind. Darin heisst es: «Die unterrichtsfreie Zeit wird von aussen verplant, d. h., die Vorbereitungs- und Nachbereitungszeit wird gebraucht für Sitzungen und Weiterbildungen.»

Manche Lehrer hätten bildungspolitisch geschlafen, sagt Regula Peter im Gespräch. Jetzt rieben sie sich die Augen. «Viele machen die Faust im Sack.» Seit der Umstellung auf sogenannte «geleitete Schulen» und ein lohnwirksames Beurteilungssystem brauche es doppelten Mut, um Missstände anzusprechen. Es drohen Sanktionen und Lohn einbussen.

Regula Peter hat ausgerechnet, dass der Arbeitsaufwand bei einem Fünfzig-Prozent-Pensum mit den neuen Schulleitungen um fünf Stunden pro Woche gestiegen ist. Das entspricht etwa zwanzig Prozent. Die Zeit für administrative Arbeiten und Sitzungen nehme ein unerträgliches Ausmass an. Die ständigen Reformen hätten eine «Grundhektik» in den Beruf gebracht, konzentriertes Vorbereiten und Unterrichten sei erschwert. «Es herrscht eine hohle Betriebsamkeit. Über das Wohl des Kindes spricht niemand.»

Bei Peter wuchs die Sehnsucht, «einfach wieder einmal normal Schule zu halten», ohne Events und Evaluationen, ohne Sitzungen und Protokolle, ohne verordnete Zusammenarbeit in «Qualitätssicherungs-Gruppen» und «pädagogischen Teams». Jetzt hat sie sich den Wunsch erfüllt: Sie hat ihre feste Stelle gekündigt und arbeitet als Stellvertreterin. Befreit von mancherlei Belastungen, blühe sie auf: «So ist es schön. Darum bin ich Lehrerin geworden.»

Alain Pichard, Reallehrer und Stadtrat (Grünliberale), Biel BE — Pichard hat vor drei Jahren mit einem Artikel in der *Weltwoche* («Albaner, Türken, Brasilianer», Nr. 38/06) hitzige Diskussionen unter Kollegen entfacht. Der grüne Lehrer und Gewerkschafter sprach, nach Jahren der Tabus und idealistischer Überblendungen der Wirklichkeit, öffentlich über die Zustände an der Schule: hoher Ausländeranteil (in Bieler Kindergärten derzeit fünfzig Prozent), Disziplinarprobleme, wirkungslose Massnahmen der Behörden. Heute sagt Pichard: «Meine Kollegen und ich – wir kommen alle aus einer linken Ecke – haben grosse Mühe mit der aktuellen Schulpolitik. Die Reformdebatte

«Es herrscht eine hohle Betriebsamkeit. Über das Wohl des Kindes spricht niemand.»

dreht sich allein um Strukturen.» Das nütze «letztlich nur der Bildungsbürokratie».

HarmoS, die Auflösung der Sonderklassen für schwache Schüler und deren «Integration» in Regelklassen, neue, komplizierte Schülerbeurteilungen, Frühfranzösisch und Frühenglisch: Diese und andere Reformvorhaben zielten laut Pichard «an den eigentlichen Problemen der Schule vorbei. Oder sie sind nicht realisierbar.» Zu den «wirklichen Problemen» zähle das «strukturelle Analphabetentum»: Fünfzehn bis achtzehn Prozent der Schüler, die nach neun Jahren die Schule verlassen, können nicht genügend lesen und schreiben.

Pichard beobachtet einen «Konflikt zwischen Lehrpersonen und Bildungsbürokratie». Während Politik und Verwaltung die Schule umzukrempeln versuchen, beginnt sich die Basis gegen die von oben verordneten Re-

Bildung

Dorfkönig a. D.

Aus dem respektierten Lehrer wurde ein Erzieher ohne Ansehen. Von Andreas Kunz

Wer will heute noch Lehrer werden? Die heile Welt des gutbezahlten Beamten und Ferienverwalters wurde kontinuierlich wegreformiert. Was einst als Berufung galt, ist in den Augen vieler zu einer nervenaufreibenden Tätigkeit geworden.

In den 1970er Jahren war das noch anders. Neben dem Pfarrer, Arzt und Gemeindepräsidenten gehörte der Lehrer zu den Dorfkönigen. Er war stolz auf seinen Beruf, genoss den Respekt von Eltern wie Kindern und festigte seine Autorität mit Monologen, in denen er sein breites Wissen zelebrieren durfte.

Die Entmystifizierung des Berufsstandes begann in den 1980er Jahren. Aus dem provinziellen Universalgenie von früher wurde ein Erzieher, der unter der Last der neuen Anforderungen die Freude an seiner eigentlichen Kernaufgabe, der Vermittlung von Wissen, verlor. Fortan musste er verschiedene Erziehungsansichten miteinander vereinbaren, engagierte (mitunter aber auch nörgelnde und besserwisserische) Eltern im Zaum halten und praktisch täglich an Sitzungen und basisdemokratischen Konferenzen teilnehmen. Vom einstigen Einzelkämpfer wird heute abverlangt, dass er sich neuen Formen des Qualitätsmanagements unterzieht, dass er die kulturellen Unterschiede der Schüler berücksichtigt und ihrer sinkenden Disziplin entgegentritt (allerdings ohne dabei die Gefühle der Eltern oder der Schulpflege zu verletzen).

Mit den erhöhten Anforderungen sank paradoxerweise das soziale Ansehen. Leistungsorientierte, gebildete und tüchtige Menschen wählen immer weniger den Lehrerberuf. Aus dem einstigen Dorfkönig wurde der verhinderte Hausmann in Latzhosen, der herzige Arbeit mit herzigen Kindern macht. Attraktiv geblieben ist der Beruf hauptsächlich für Frauen. Nirgendwo sonst kann auf persönlichen Wunsch hin in 10-, 20- oder 50-Prozent-Pensen gearbeitet werden. 75 Prozent der Lehrpersonen in den Schweizer Primarschulen sind mittlerweile Frauen. Allerdings sanken mit der Feminisierung des Lehrerberufs die Besoldung, das Ausbildungsniveau und die Weiterbildungsinvestitionen. Was insgesamt die Abwertung des Berufsstandes weiter begünstigte.



Respekt und Autorität: Buschs Lehrer Lämpel.

formen zu wehren. Im Kanton Bern durchaus mit gewissen Erfolgen: Die neue Schülerbeurteilung «Schübe» wurde, da nicht praxistauglich, nach vehementen Protesten und einer Unterschriftensammlung der Lehrer rückgängig gemacht.

Die Entfremdung zwischen Lehrern und Verwaltung wächst. Symptomatisch sind einige Vorkommnisse in der Stadt Biel. Beispiel eins: Die Schuldirektion kündigte allen Schulleitungsmitgliedern und unterwarf zum Teil langjährige Kaderangestellte einem umfassenden Bewerbungsverfahren. Dabei mussten sie über ihre Einstellung zu den «geplanten Schulreformen» Auskunft geben. Die Gesinnungsprüfung führte zu Beschwerden und einem geharnischten Brief der Gewerkschaft VPOD. Pichard: «Die Einführung von Schulleitungen mit weitreichenden Kompetenzen nützen die Bildungsbürokraten dazu, Erfüllungsgehilfen für ihre behördliche Wunschprosa einzusetzen.»

Beispiel zwei: Die Schuldirektion wollte zweisprachige Klassen einführen – die Lehrer hielten dagegen. Das Projekt wurde verschoben, der Ausgang ist unklar.

Beispiel drei: Die Stadt versuchte die «Integration» der Sonderschüler sofort umzusetzen, flächendeckend. Die Lehrer probten den Widerstand. Das Tempo wurde gedrosselt. «Man schaut jetzt, was möglich ist, und versucht es in kleinen Schritten», sagt Alain Pichard.

Evelyne Gut-Hänggi, Leiterin Kriseninterventionsstelle Basel-Stadt — Basel-Stadt hat als einer der ersten Kantone bereits heute die vollständige «Integration» der Sonderschüler verwirklicht (und zwar in der fünften, sechs-

ten und siebten Klasse). Als Leiterin der Kriseninterventionsstelle, bei der Schüler landen, die in der Klasse nicht mehr tragbar sind, macht Evelyne Gut-Hänggi täglich Erfahrungen mit dem Modell, das landesweit eingeführt werden soll – eine Art Blick in die Zukunft. Siesagt: «Seit der Einführung der vollen Integration auf der Mittelstufe ist die Zahl der Fälle stark gestiegen.»

Besonders das Fachlehrersystem mache den schwierigen und lernschwachen Schülern zu schaffen. Sie brauchten einen Klassenlehrer als Bezugsperson, zu der sie ein emotionales Verhältnis aufbauen könnten. Häufig fehle die Unterstützung von zu Hause: getrennt lebende Eltern, «Migrationshintergrund», «Bildungsferne». «Wir nennen solche Kinder «Indikationspatienten». An ihnen kann man ablesen, was im Umfeld nicht funktioniert.»

Hanspeter Amstutz, Sekundarlehrer, Bildungsrat, Kantonsrat (EVP), Illnau-Effretikon ZH — Eine wachsende Zahl schwieriger Schüler, praxisuntaugliche Reformen wie die «Integration» lernschwacher und verhaltensauffälliger Schüler in die Normklassen, eine ausufernde Bürokratie: So bestimmt Amstutz, Oberstufenlehrer und Zürcher Bildungsrat, die grössten «Belastungen» im Lehrberuf. Amstutz stellt fest, dass Junglehrer durchschnittlich bloss noch fünf Jahre in ihrem Job blieben. Viele seien überfordert: Mit den offenen Unterrichtsformen, etwa dem Individualisieren, das an den pädagogischen Hochschulen wie ein «Dogma» gelehrt werde, stürzten manche ab: «Was nützen uns die besten pädagogischen Konzepte, wenn die Lehrpersonen unter den vorhandenen Rahmenbedingungen kaum eine Chance haben, diese Ideen erfolgreich umzusetzen?»

Wo immer man sich umhört, eines fällt auf: Der Unmut erfahrener Lehrer hat nichts mit dem Schulegeben an sich zu tun, nicht einmal so sehr mit schwierigen Schülern, sondern mit bürokratischen Zumutungen. Es ist eine bittere Ironie, die Lehrern zu schaffen macht: Verwaltung und Politik, die ihnen das Handwerk durch gute Bedingungen erleichtern sollten, erschweren es.

«Fatale Akademisierung»

Allan Guggenbühl, renommierter Kinderpsychologe, sagt: «Die Situation der Schule ist dramatisch. Sie wird instrumentalisiert durch externe Institutionen, durch Bildungsdirektionen und sogenannte Experten.»

Wie ist es so weit gekommen? Guggenbühl spricht von den «fatalen Folgen» einer «Akademisierung»: «Die Schule muss als Experimentierfeld für eine akademische Elite herhalten, die von der Praxis keine Ahnung hat.»

Als ermutigendes Zeichen werten es Lehrer, dass mit Guggenbühl ein Wissenschaftler ihre Sprache spricht. Die Unterstützung für die

Anliegen der Basis wächst: Guggenbühl hat ein Diskussionsforum über Schulfragen ange-regt (www.kindgerechte-schule.ch).

«Mündige Lehrpersonen verschaffen sich Gehör!», fordert ein Forumsteilnehmer. Ein anderer schreibt: «Wie oft hat mir als Lehrer einfach die Zeit gefehlt, das zu verwirklichen, was ich geplant hatte. In den letzten Jahren kamen laufend neue Aufgaben auf die Schule zu. Wo blieb das Kerngeschäft? Weitgehend auf der Strecke.»

Der Beitrag einer Lehrerin: «Wir sind stolz auf unsere Volksschule. Aber haben wir wirk-

Die Entfremdung zwischen Lehrern und Verwaltung wächst.

lich eine Volksschule? Eine Volksschule müsste vor allem an der Basis von den Lehrpersonen gestaltet werden, nicht von den Bildungsbürokraten. Eine Volksschule müsste für die Bedürfnisse der Kinder da sein, nicht für die Profilierung von PolitikerInnen.»

Signale des Widerstands

Beim Forum «Kindgerechte Schule» arbeiten Vertreter von Lehrerorganisationen mit, etwa Hansruedi Hottinger, Vizepräsident der Schweizer Sekundarlehrkräfte (Sek ICH). Hottinger diagnostiziert eine «Bildungsblase»: «Man glaubt heute, mit technokratischen Mitteln Bildung und Erziehung organisieren zu können. Aber diese Rechnung geht nicht auf.»

Lehrerverbände, die bisher zu allen Reformen ja sagten, beginnen die Anliegen ihrer Klientel ernst zu nehmen. Aus den Kantonen kommen Signale des Widerstands, aus dem Aargau beispielsweise oder aus Baselland. Dort hat sich der Lehrerinnen- und Lehrerverein (LVB) gegen HarmoS, gegen den Bildungsraum Nordwestschweiz (eine «Schreibtischtat») und gegen die «Integration» behinderter Kinder in die Regelklassen ausgesprochen. Die Mitglieder haben je dreissig Franken einbezahlt, damit der Verein für Protestaktionen gewappnet ist.

Die Realität ist längst im Schulzimmer angekommen. Wer eine funktionsfähige Schule will, kommt um die Erfahrungen der Praktiker schwerlich herum.

Auf www.kindgerechte-schule.ch können Interessierte noch bis Ende April über Thesen zur Bildungspolitik diskutieren und ihre Erfahrungen einbringen.

Doppelmoral des Staates

Staatsdiener, die Missstände in ihrem Amt publik machen, werden abgestraft. Die Justiz missachtet dabei rechtsstaatliche Prinzipien, wie zwei aktuelle Fälle aus Zürich zeigen. Auf Kritik von innen reagieren die Inhaber der Macht empfindlich. *Von Alex Baur*



Whistleblower unter Justizschutz: Ex-Wachmann Meili.

Seit Frau X. am 27. September 2006 bei der Stadtpolizei Zürich Strafanzeige gegen ihren ehemaligen Partner Roland Nef einreicht hatte, gingen vier Monate ins Land, bis Staatsanwältin Judith Vogel (FDP) den Angeschuldigten vorführen liess. Dabei war nach den Aussagen der alleinerziehenden Mutter von einem Täter auszugehen, der unberechenbar bis gefährlich werden konnte, zumal wenn er sich bis zur Besinnungslosigkeit volllaufen liess. Seit sich Frau X. Anfang 2005 vom Brigadier getrennt hatte, lebten sie und ihre Tochter in ständiger Angst.

Der «Psychoterror» hatte gemäss Frau X. bereits angefangen, nachdem sie im Oktober 2004 mit Roland Nef zusammengezogen war. Als sie sich ein Jahr später von ihm trennte, sei der Alptraum erst recht losgegangen. Obwohl der Berufsoffizier bald eine neue Partnerin gefunden und sogar geheiratet hatte, stieg er Frau X. weiter nach und deckte sie mit anonymen Schmähbrieffen, perversen E-Mails oder SMS ein. Im Herbst 2006 eskalierte der Terror: Unter dem Namen von Frau X. platzierte Roland Nef im Internet anzügliche Kontaktinserate; Tag und Nacht wurde die alleinerziehende Mutter in der Folge von Freiern belästigt.

Gewiss, das waren zu diesem Zeitpunkt nur Parteibeauptungen. Doch die anonymen

Schreiben trugen die Handschrift eines Psychopathen. Die Polizisten im Kreis des erfahrenen Cheffahnders Fredi Hafner nahmen die Drohgebärden des zweifellos bewaffneten Militärs jedenfalls ernst. Als Staatsanwältin Sabine Tobler am 8. November 2006 einen Hausdurchsuchungs- und Haftbefehl erliess, bereiteten sie sich auf einen Grosseinsatz vor. Umso mehr staunten die Fahnder, als die geplante Razzia kurzfristig abgeblasen wurde. Die Begründung: Tobler hatte den Fall an Judith Vogel von der Staatsanwaltschaft I abgetreten. Von nun an lief das Verfahren sehr, sehr gemächlich.

Eile mit Weile bei der Staatsanwaltschaft

Als sich Vogel am 26. Januar 2007 endlich zur Verhaftung des Brigadiers durchringen konnte, war dieser bereits gewarnt. Nef legte ein Geständnis ab, womit sich weitere Ermittlungen erübrigten. Da sich Frau X. zu einer gütlichen Einigung bereit erklärte, kündigte Vogel im Juli 2007 die Einstellung des Strafverfahrens an. Gleichwohl liess sie sich mit der Anfertigung der Einstellungsverfügung Zeit bis zum 23. Oktober. Nef konnte diese Verzögerung nur recht sein. Zwischenzeitlich hatte der Bundesrat – in Unkenntnis des hängigen Verfahrens – den Brigadier zum obersten Chef der Armee gewählt. Mit einem dreisten Manöver

gelang es Nef, den Sicherheitsprüfern der Armee den Einblick in seine Strafakte zu verwehren (*Weltwoche*, Nr. 1/09). Auf Anfrage erklärte die Staatsanwältin, die Verzögerung sei nicht durch Behördenschlamperei zustande gekommen, sondern auf Grund von «unbeeinflussbaren Faktoren», die auch mit dem besonderen Rang des Verdächtigen zusammenhingen.

Als die *Sonntagszeitung* am 13. Juli 2008 Auszüge aus Nefs Polizeiakten publik machte, reagierte die Zürcher Staatsanwaltschaft dagegen in ungewohnter Eile. Dieselbe Judith Vogel, die das Dossier Nef monatelang ruhen liess, eröffnete tags darauf eine Untersuchung wegen Amtsgeheimnisverletzung. Am 15. Juli lag bereits eine Liste aller Zugriffe auf das Dossier Nef im polizeilichen Informatiksystem auf dem Pult der Staatsanwältin. Am 21. Juli erteilte ihr das Obergericht grünes Licht für eine Untersuchung gegen ein Dutzend Polizisten.

Noch am selben Tag liess Judith Vogel diverse Büros in der Zürcher City-Wache filzen und die ersten zwei Beamten vernehmen, unter ihnen auch Fahndungschef Fredi Hafner. Innerhalb der nächsten drei Tage verhörte die rasende Staatsanwältin neun weitere Polizisten. Eine Fahnderin wurde sogar aus den Ferien zurückgepfiffen. So etwas hatte es in Zürich bislang noch nie gegeben. Dabei lag nüchtern betrachtet kein Grund für die fiebrige Eile vor.

Für Vogel war sofort klar, dass das Leck bei der Polizei liegen müsse. Andere mögliche Quellen – zum Beispiel in ihrem eigenen Amt – schloss sie a priori aus. Schnell fiel der Verdacht auch auf Fredi Hafner. Er gehörte zu den acht Polizisten, die während der letzten zwölf Monate auf die Nef-Daten zugegriffen hatten. Weiter liessen sich die Zugriffe nicht zurückverfolgen, wegen des Datenschutzes. Wer während Nefs Wahl im Juli 2007 die Akten abgerufen hatte, liess sich nicht mehr eruieren.

Fredi Hafner, der als Einziger nachweislich alle heissen Nef-Akten heruntergeladen hatte, räumte in der ersten Einvernahme ein, dass er Kontakte zu den Journalisten der *Sonntagszeitung* gepflegt hatte. Er hatte die Treffen sogar pflichtgemäss rapportiert. Auch machte er kein Hehl aus seinen Zweifeln, ob im Fall Nef alles mit rechten Dingen lief. Im Verhör gestand Hafner zudem seine Mitgliedschaft bei der SVP ein. Diese Indizien reichten Vogel für eine Anklage, obwohl der Fahnder bestritten hatte, Akten an Journalisten herausgegeben zu haben.

Der Zürcher Einzelrichter Franz Häcki (CVP) erhob die Anklage letzte Woche zum Urteil.

Die Möglichkeit, dass ein Dritter die Akten, die wochenlang in Hafners Büro herumlagen, behündigt und kopiert haben könnte, zog der Richter gar nicht erst in Betracht. Erwächst dem Urteil Rechtskraft, dürfte die Karriere des Fahnders wohl zu Ende sein. Was dann übrig bleibt, ist die Ehre, dafür verurteilt worden zu sein, die Schweiz vor einem charakterlich instabilen Armeechef bewahrt zu haben.

Es ist anzunehmen, dass der Bundesrat Nef nicht zum Armeechef gewählt hätte, wenn er um dessen Verfehlungen gewusst hätte. Nef war es gelungen, das Kontrollsystem auszutricksen. Trotzdem mochte die Justiz Fahnder Hafner keine «übergesetzlichen Rechtfertigungsgründe» zubilligen. Zwar konnte Richter Häcki nachvollziehen, dass bei den Fahndern in Anbetracht der Umstände der Verdacht auf Protektion aufkam. Doch nach seiner Meinung hätte sich Hafner an amtliche Instanzen halten sollen. Etwa an den Zürcher Justizdirektor Markus Notter (SP).

Beamtenverfolgung

Wie die Zürcher Justizdirektion auf den Protektionsverdacht reagierte, ist mittlerweile bekannt. Am 21. August 2008 machte die *Weltwoche* unter anderem publik, dass die Zürcher im Herbst 2006 eine geplante Razzia gegen Roland Nef überraschend abgeblasen hatten. Justizdirektor Notter ordnete sofort eine interne «Untersuchung» an, die sich im Wesentlichen auf die Angaben der Staatsanwaltschaft stützte und die zwei Wochen später zum Schluss kam: Es lief alles korrekt, «im Jahr 2006 – anders als von diversen Medien suggeriert – waren keine Termine für Durchsuchungen angesetzt».

Der streckenweise schlicht falsche Notter-Bericht klärte wenig und warf vielmehr neue

Fragen auf. Auf Drängen von Hafners Verteidigung wurde Staatsanwältin Sabine Tobler in der Zwischenzeit über die angeblich nie geplante Razzia im Spätherbst 2006 befragt. Zeugin Tobler räumte ein, dass sie damals einen Haft- und Hausdurchsuchungsbefehl gegen Nef ausgestellt hatte. Ob sie die Befehle in den Akten abgelegt habe, nachdem sie die Razzia abgeblasen hatte, weiss Tobler nicht mehr. Sie könne sich nicht mehr erinnern, ob sie die obsolet gewordenen Akten archiviert oder einfach weggeworfen habe. Staatsanwältin Vogel hätte die Frage mit einem Griff ins Dossier Nef klären können. Doch Vogel, die im Fall Hafner letztlich gegen sich selber ermittelte, liess die geschlossene Akte Nef nicht mehr öffnen. Wie sie auf Anfrage erklärt, wäre dafür ein richterlicher Beschluss notwendig gewesen. Die Staatsanwältin betonte gegenüber der *Weltwoche* ihre strikte Unbefangenheit.

Beamte, die Missstände in ihren Ämtern aufdecken und öffentlich machen, werden gnadenlos verfolgt. Diese Erfahrung haben auch Margrit Zopfi und Esther Wyler gemacht. Die beiden Controllerinnen liessen der *Weltwoche* vor zwei Jahren Dokumentenzukommen, die den sorglosen Umgang mit Steuergeldern im Zürcher Fürsorgewesen illustrieren. Hinweise auf Betrügereien ignorierte man beim Sozialamt wiederholt. Im Oktober 2007 wurden die Controllerinnen festgenommen – einzig und allein, weil sie sich im Amt durch eine kritische Grundhaltung unbeliebt gemacht hatten. Letzte Woche hat die Staatsanwaltschaft I nun gegen Zopfi und Wyler Anklage wegen Amtsgeheimnisverletzung erhoben.

Während die Ermittler bei Esther Wyler kompromittierende Schreiben fanden, konn-

ten sie Margrit Zopfi keine Kontakte zur *Weltwoche* nachweisen, geschweige denn eine Weitergabe von Akten. Gleichwohl entschlossen sich die beiden Controllerinnen zu einem Geständnis. Denn nur so können sich die Frauen verteidigen. Sie sind der Überzeugung, nichts Unrechtes getan zu haben. Niemand kam durch sie zu Schaden. Im Gegenteil. Als einzige Nebenklägerin figuriert das Zürcher Sozialdepartement, das dank den Controllerinnen mehrere hunderttausend Franken eingespart hat. Die Akten, die Margrit Zopfi übergab, waren anonymisiert worden. Die Fälle zeigten krasse, bis dahin unbekannte Systemmängel auf. Esther Wylers Akten, nicht anonymisiert, dienten Eigenrecherchen der *Weltwoche* über Betrugsfälle, die vom Amt toleriert worden waren.

Manipulierte Gutachten in eigener Sache

Nachdem sie im Amt auf taube Ohren gestossen waren, gelangten die Controllerinnen an die Öffentlichkeit. Die offiziellen Reaktionen der Behörden auf die Enthüllungen erbrachten den definitiven Beweis, dass sie keine Alternative hatten: Anstatt die Probleme anzugehen, setzten Regierung, Parlamentsmehrheit und Verwaltung in seltener Eintracht alle Hebel in Bewegung, um die aufgedeckten Missstände zu vertuschen. Höhepunkt der Abwehrschlacht war die sogenannte «Arbenz-Expertise», die eine Fehlerquote von 0,1 Prozent bei der Zürcher Fürsorge auswies.

Hinter dem sagenhaften Resultat, das die «Experten» in fünf Tagen zusammengeschnürt hatten, stand eine Zahlenspielerie. In der Stadt Bern förderte später eine analoge Untersuchung des Finanzinspektors eine Missbrauchsquote von gegen dreissig Prozent zutage. Doch nun bekamen Zopfi und Wyler nicht nur die Macht des Staates zu spüren, sondern auch die Tücken des medialen Mainstreams. Es war fast unmöglich, eine «Expertise» mit dem staatlichen Gütesiegel in wenigen medientauglichen Sätzen zu widerlegen.

Der famose Christoph Meili ist der einzige bekannte Whistleblower, den die Zürcher Justiz bislang schützte. Wachmann Meili hatte Anfang 1997 Akten, die vermeintlich Angaben zu Konten von Nazi-Opfern enthielten, aus einem Schredderraum der Bankgesellschaft gestohlen und einer Journalistin übergeben. In Wahrheit hatten die Dokumente, die allesamt aus der Zeit vor 1926 stammten, mit dem Holocaust nichts, aber auch gar nichts zu tun. Obwohl Meilis Motive – er war von der Bank bereits vor dem Vorfall entlassen worden – zweifelhaft anmuteten und der Aktenklau der bestohlenen Bank einen millionenschweren Schaden verursachte, stellte der damalige Bezirksanwalt Peter Cosandey das Verfahren gegen Meili nach einer Intervention von Justizdirektor Markus Notter ein. Meili war eben kein Beamter. ○



Zweifelhafte Ehre: Cheffahnder Hafner.

Präsidentiale Sprechhilfe

Ob im Fernsehen oder in der Politik: Seit 60 Jahren verhilft der Teleprompter Rednern zu rhetorischen Höhenflügen. Keiner nutzt die «elektrische Souffleuse» so wie US-Präsident Barack Obama. Von Urs Gehriger

Wer Barack Obama beim Reden beobachtet, dem fällt auf: Der Präsident bewegt seinen Kopf von links nach rechts, nach links, nach rechts, als schaute er ein Tennismatch an. Sein Blick schweift nicht ins Publikum, sondern fokussiert abwechselnd zwei gläserne «Notenständer», die an den Seiten des Rednerpults stehen. Die Vorrichtung ist Obamas «Geheimwaffe» und treuster Gefährte. Sie versetzt den Zuschauer in die Illusion, der Redner habe sich das Gesprochene spontan ausgedacht. In Wahrheit hängt der Präsident mit jeder Silbe am Skript. Von einem am Boden versteckten Computer wird der Redetext auf die zwei schräggestellte Glas-scheiben projiziert, wo er ihn ablesen kann.

Teleprompter heisst die patente Erfindung im Fachjargon. Zwölf Stück davon hat Obama jüngst auf seine Tour d'Europe mitgenommen. Lieber, so heisst es im Umfeld des Präsidenten, würde er auf den kugelsicheren «Cadillac One» verzichten, als einen Auftritt ohne Prompter zu bestreiten. Keine Rede, keine Pressekonferenz, keine Ansprache, sei sie auch noch so kurz, hält er ohne ihn.

In den USA ist Obamas Prompter-Versessenheit bereits Legende. Kolumnen, Cartoons, sogar eine Website ist ihr gewidmet (www.teleprompterpresident.com). Da «Teleprompter» ein sperriges Wort ist, hat man «Obamas bestem Freund» ein pfißiges Akronym verliehen: TOTUS (Teleprompter of the United States), mit dazu passendem Präsidenten-Signet. Seit März hat TOTUS auch einen Blog, auf dem er einer rasant wachsenden Fan-Gemeinde seine Erlebnisse mit «Big Guy» schildert und dabei allerlei Indiskretes ausplaudert (www.baracksteleprompter.blogspot.com).

News von der Papierrolle

Der Teleprompter (von lat. *promptus*: «entschlossen», «bereit») steht in einer Tradition, die in die Antike reicht. Es geht um die Suggestion improvisierter Rede, die in Wirklichkeit auf schriftlicher Vorbereitung beruht. Waren Demosthenes und Cicero noch fähig, ihre Reden zu memorieren, ist heute – ausser Tony Blair – kaum mehr jemand dazu imstande. Weil ein Stück Papier vor der Nase des Redners



«Wie im Autokino»: der neue Jumbo-Teleprompter des US-Präsidenten.

aber die Glaubwürdigkeit ruiniert, feilt man seit langem an Täuschungstechniken. So haben Rednerpulte oder Kirchenkanzeln nicht nur die Funktion, den Sprechenden in Szene zu setzen – sie verbergen auch das Manuskript.

Im Vergleich dazu stellt der Teleprompter eine veritable Revolution dar. Erfunden wurde er in den fünfziger Jahren für das amerikanische Fernsehen. Die ersten Modelle waren rein mechanisch: Eine Papierrolle mit dem Text wurde neben der Kamera fixiert und abgspult. Heute ist der elektrische Prompter ein Fernseh-Fetisch. Der starre Blick in die Kamera prägt fast alle Nachrichtensendungen. Un-

sichtbar für den Zuschauer, läuft der Text computergesteuert vor der Linse ab: Der Sprecher hält Blickkontakt mit seinem Publikum, berichtet lächelnd über komplexe Zusammenhänge, ohne den roten Faden zu verlieren.

Auch in der Filmindustrie hat man die Vorzüge des Prompters längst entdeckt. Vorbei die Zeiten, als sich gedächtnisschwache Schauspieler wie Marlon Brando oder Hans Albers mit Hilfe von Texttafeln, die man «Neger» nannte, durch ihre Auftritte kämpften. In der Politik hingegen verzichten die meisten auf den Fließtext. Stichwortzettel oder Handkarten sind nach wie vor die gängigen Sprechhilfen.



«Diese verdammte Kiste»: Ronald Reagan bei einer Fernsehansprache 1989.



«Braucht sogar einen Teleprompter, um wütend zu werden»: Obama im Wahlkampf.

Anders in den USA. Hier hat der Prompter-Hype durch Obama einen neuen Höhepunkt erreicht. Besonders die Republikaner geben sich erstaunt über die «Krücke des beredten Mannes». Warum bloss, fragen sie, hängt der «grosse Orator» so an den Glasplatten, die den Präsidenten am Rednerpult einklemmen wie ein Pferd in Scheuklappen?

Zuhauf tauchen Videos im Netz auf, die «Obama ohne» zeigen. Szenen wie neulich in London, als er auf eine Frage der BBC nach der Finanzkrise zweieinhalb Minuten lang Satzfragmente stammelte. Das soll dokumentieren: Ohne «Spickzettel» verliert Sprechwunder

Obama allen Glanz. Auch die Starkolumnisten haben die Achillesferse entdeckt: «Obama braucht sogar einen Teleprompter, um wütend zu werden», schreibt Maureen Dowd in der *New York Times* in Referenz auf Obamas «gespielten Zorn» über Manager-Boni.

Dabei ist das Prompter-Phänomen nicht neu. Seit mehr als einem halben Jahrhundert haben US-Präsidenten auf die Technik zurückgegriffen, ohne dass es aber zu einer intimen Beziehung mit der «elektrischen Souffleuse» gekommen wäre. Harry S. Truman hatte es als Erster versucht, erstarrte jedoch beim Anblick der Maschine und wirkte wie ein Roboter.



«Teleprompter of the United States»: Website mit Präsidenten-Signet.



Auch Dwight D. Eisenhower fluchte über «diese verdammte Kiste» und verliess sich lieber auf handliche Memo-Karten.

Einige US-Präsidenten machten speziell schlechte Erfahrungen. 1993 trat Bill Clinton vor den Kongress, um für seinen Gesundheitsfürsorge-Plan zu werben. Am Rednerpult stellte er mit Schrecken fest, dass die falsche Rede auf dem Prompter erschien. Unendliche sieben Minuten versuchten Helfer das Problem zu beheben. Derweil unterhielt Clinton die Abgeordneten wacker mit einer Improvisation. Einige fanden, er sei dabei besser gewesen als mit Prompter.

Wie ein Kampfpilot

Später schweiften Clinton gerne vom Skript ab, so dass der Operateur, der das Tempo des Lauf texts zu steuern hatte, grösste Mühe bekundete, dem Präsidenten zu folgen. Ein Clinton-Redenschreiber erinnert sich: «Der Operateur war wie ein Kampfpilot, der mit Schweissperlen auf der Stirn versuchte, auf einem Flugzeugträger zu landen.»

Die folgenreichste Prompter-Panne ereignete sich 2002, als Präsident Bush vor der Uno zu einem Showdown gegen Saddam Hussein ansetzte. Die USA wollten im Rat für eine letzte Resolution werben. Als Bush jedoch zur entscheidenden Stelle gelangte, war der Schlüsselsatz auf dem Prompter verschwunden. Geistesgegenwärtig begann er zu improvisieren. Das Problem allerdings war, dass Bush sagte, er werde den Rat um «die nötigen Resolutionen» (Plural!) ersuchen. Dies wurde den USA später zum Verhängnis, als die Europäer verlangten, Bush müsse im Sicherheitsrat eine zweite Resolution einfordern, bevor er in den Krieg ziehen dürfe.

Es sei eine Frage der Zeit, bis Obama Ähnliches passiere, sind Kritiker überzeugt. Immer häufiger stellt der Prompter dem Präsidenten ein Bein. Neulich, beim Empfang des irischen Premiers Brian Cowen, erschien die Rede des Gastes auf seinem Display. In einer bizarr anmutenden Szene sagte Obama: «Ich danke Präsident Obama für die freundliche Einladung ins Weisse Haus.»

Derweil macht der Präsident keine Anstalten, sich der Prompter-Sucht zu entwöhnen. Statt seine Reden freier zu sprechen, sucht er nach immer neuen Kniffen, den Prompter diskret hinter den Kulissen verschwinden zu lassen. Zuerst liess er im Presseraum des Weissen Hauses eine Vorrichtung installieren, dank welcher dieser im Fussboden versenkt werden kann. Vor einigen Tagen präsentierte Obama seine neuste Innovation: den Jumbo-Prompter – einen gigantischen Plasmabildschirm, der mitten unter die Pressefotografen gestellt wird und der Obama aus der Ferne mit Text versorgt. Prompt stellte «der Neue» seinen Boss in den Schatten. «Es war ein Spektakel», berichtete ein Reporter. «Wie im Autokino.» ○

«Ich bin nicht wie ihr»

Der breitkiefrige Moderator Reto Brennwald wurde als Anstachler in die zuvor eher beschauliche TV-«Arena» geholt. Die Fachwelt mäkelte und krittelte, aber die Zahlen steigen. Das Niveau von einst ist weit entfernt. Von Daniela Niederberger und Noë Flum (Bild)

Studio 8 des Schweizer Fernsehens, halb sechs Uhr abends. Reto Brennwald spricht leise zu sich selbst: «Die Nerven liegen blank ...» Der Arme, will man denken, da merkt man, es ist die Einleitung zur Sendung «Arena», die gleich aufgenommen wird. Es geht um die Deutschen; die Nerven liegen bei den Schweizern blank. Brennwalds Hände sind ruhig. Hinter ihm, im hell ausgeleuchteten Halbrund, werden seinen Gästen, dem Unternehmer und SVP-Politiker Peter Spuhler und der SP-Nationalrätin Hildegard Fässler, Mikrofone angesteckt. Jetzt möchte der Kameramann den sogenannten Trailer filmen, eine kurze Vorschau. «Du!», ruft Brennwald Spuhler und Fässler zu: «Stönd here.» Als die beiden verstummen: «Ihr könnt ruhig weiterschwatzen.»

Die Kamera läuft, der erste Versuch sitzt. Seit einem Jahr moderiert Brennwald die politische Diskussionssendung der Schweiz. Leider verlor sie an Glanz, es hiess rundherum, sie sei langweilig. Beim Fernsehen holte man das beste Pferd aus dem Stall. Brennwald sollte die «Arena» wieder «etwas konfrontativer machen», sagt Chefredaktor Ueli Haldimann. Man soll am Samstag wieder über die Sendung reden. Ist es gelungen? So viel vorweg: Die Einschaltquoten steigen.

Weil man nicht vor leeren Wänden diskutieren kann, werden Schulklassen auf den Rängen verteilt. «Sie wollen glaub auch ins Dekor?», wird die Reporterin gefragt. Interessant, wie viel kleiner alles ist, als man dachte. Ausser PR-Mann Klaus J. Stöhlker, ein massiger, lächelnder Buddha, und Peter Spuhler, bei dem man an einen Muni denkt. «Was wollten Sie als Kind werden, Herr Spuhler?», fragt Brennwald. «Nicht Lokiführer.» – «Schauspieler?» – «Nein, dafür war ich nicht schön genug.» – «Und Sie, Frau Fässler?» – «Nichts.» Nach diesem Testdialog geht es los.

Einige Tage zuvor sass Brennwald mit gefalteten Händen im Büro und blickte gespannt. Ein eigenwilliges Gesicht. Diese Kiefer-Ausbuchtungen, die abstehenden Ohren. Fernsehgesichter sind anders, glatter, schöner. Das zweite Gebot – dass Fernsehleute extravertiert sind – erfüllt er ebenfalls nicht. Beim Gang in die Cafeteria hatte es längere Pausen gegeben. Tage vor dem Gespräch hatte er angerufen, was denn die Stossrichtung des Porträts sei. Was er meine, fragte man. Ob es einen Verriss gebe? Geplant sei nichts, erst wolle man ihn treffen. Hoppla, dachte man, hier ist einer, der wissen will, woran er ist.

Er erzählt, wie es die ganze Woche vor der Sendung «trüllt im Kopf». Welches sind die richtigen Gäste? Hinter den Kulissen werden Figuren vorgeschoben und zurückgezogen wie beim Schach. Die Parteien stellen Bedingungen: Frau Calmy-Rey kommt nicht, wenn Herr Mörgeli da ist, Blocher will nicht mit Spuhler, Frau Bundesrätin Sowieso nur, wenn zwei Vertreter der Mitteparteien kommen. «Und wir sagen irgendwann, *gopfertammi*, wir wollen einfach eine gute Sendung machen.» Sollten Spitzenpolitiker nicht in der Lage sein, gegen jeden anzutreten? Brennwald sagt diplomatisch: «Es steht für sie halt viel auf dem Spiel.»

«80 Prozent Leistung im 4. Gang»

Brennwald moderierte acht Jahre lang souverän die Politsendung «Rundschau», zuvor war er bei Roger Schawinskis Tele Züri, noch früher machte er Radio. Er wird 46. Ist er noch nervös? «Fast nicht mehr.» Er spricht von Spannung. Die sei so hoch, «dass ich nicht so sein kann, wie ich gerne wäre: souverän, geistreich, schlagfertig. Ich kann noch nicht 100 Prozent bringen. Aber das ist Kritik auf hohem Niveau.» Er grinst von einem Ohr zum anderen.

Klaus J. Stöhlker sagt: «Wenn er gut ist, fährt er im 4. Gang und kommt auf 80 Prozent Leistung.» Filippo Leutenegger, der brillante erste Moderator und Erfinder der Sendung, sei im 5. Gang gefahren. Doch die SRG wolle keine spannende Information für die Eliten, sondern Unterhaltung, und das biete die «Arena».

Roger Schawinski findet, die Sendung mäandere: «Jeder sagt sein vorbereitetes *Sätzli*. Nach 30 Minuten ist alles gesagt, dann kommt es noch dreimal.» Peter Bodenmann findet die «Arena» oft «wirr». Vorne am Ring stehen drei, vier, manchmal fünf Redner und unzählige hinten. Wenn nun jeder seine Geschichte aufsaugt, sei das «von der Spielanlage her schwierig». Bodenmann war einer der frühen Helden der «Arena». Zusammen mit Christoph Blocher. In beiden vereinte sich Intelligenz mit Bildpräsenz, Aggressivität mit Witz. Sie traten oft gegeneinander an, es ergaben sich wahre Redeschlachten. Als politisch interessierter Mensch konnte man es sich nicht leisten, die «Arena» nicht zu schauen. Doch die Mitteparteien kritisierten, sie kämen nicht zum Zug, die Sendung stärke einseitig SVP und SP. Die «Arena» wurde konkordanter gemacht – und langweiliger.

Bodenmann findet, Brennwald sei nicht der Anstachler, als der er antrat. Er schwäche oft

ab, statt dass er «die Muneli aufeinander loslässt». Rufe einer: «Herr Ospel ist ein Gauner!», sage Brennwald: «Herr Ospel ist nicht da, er kann sich nicht wehren.» Statt dass er den anderen animiere, noch eins draufzugeben.

Brennwald sitzt nun weniger kontrolliert da. «Wir machen keinen Klamauk. Wir machen Journalismus.» Bei persönlichkeitsverletzenden Aussagen müsse er die Leute in die Schranken weisen. «Ich glaube, Herr Bodenmann gehört langsam zum alten Eisen.»

Man habe die Zahl der Diskutierenden reduziert. Am liebsten hätte er zwei Hauptgegner, sagt Brennwald. «Da fehlen uns zum Teil Figuren wie Blocher und Bodenmann.» Und Chefredaktor Haldimann betont, die Dinge seien nicht «immer schwarz und weiss».

«Doch was denken Sie über die Sendung?» Brennwald blickt interessiert. «Sie klemmen die Redner oft ab. Da sitze ich vor dem Fernseher und rufe: «Jetzt lass ihn doch ausreden!» Das sei «der Challenge. Man muss es laufen lassen, wenn's spannend ist, und intervenieren, wenn es ausufert.» Allen kann man es nicht recht machen. Er zeigt zwei Mails zur Sendung über das Minarett-Verbot. «Es kann und darf nicht sein, dass sich der Leiter so klar auf eine Seite schlägt und Herrn Schlüer richtiggehend fertigmacht, alles wird abgeblockt ...» – «Was sich Herr Brennwald einmal mehr erlaubt, indem er Frau Keller [...] ständig abklemmt, finde ich eine Unverschämtheit. Herr Schlüer hingegen wird kaum unterbrochen.»

Die Parteien stellen Bedingungen: Frau Calmy-Rey kommt nicht, wenn Herr Mörgeli da ist.

Der *Tages-Anzeiger* schrieb vor einem Jahr über Brennwald. Ein Wort blieb ihm: Er sei nicht «mitreissend». «Heisst mitreissend, dass man polemisieren und die Leute aufregen muss? Das kann es doch nicht sein.» Er schaut verärgert und fragend. Der Autor dachte sicher an Filippo Leutenegger. Wenn dieser einen Raum betritt, dann gucken die Leute. Er hat etwas Elektrisierendes. Man kann ihn mögen oder nicht, aber kaum ignorieren. Schawinski nennt es «Sex-Appeal»: «Bei Filippo dachte man: «Wow.» Er füllte den Bildschirm.» Brennwald mache es sehr gut, routiniert und wach. Aber er sei «ein Kämpfer, kein Sonnyboy». Und Sex-Appeal ... «Wer hat den schon beim Schweizer Fernsehen?» >>>



«Ein Kämpfer, kein Sonnyboy»: Journalist Brennwald, 45.

Brennwald hat keinen einfachen Job. Es wird für ihn schwierig sein, die «Arena» zu dem zu machen, was sie war. Einerseits möchte man punkto Erfolg an die gute Zeit mit Filippo anknüpfen, aber andererseits die Sendung bloss «etwas konfrontativer» machen, weil: Die Dinge sind ja nicht schwarz und weiss. Und dann sind drei der vier Parteipräsidenten Lateiner, die nicht Mundart sprechen, was eine lebendige Debatte zusätzlich erschwert. Und der vierte ist auch nicht gerade ein Schwergewicht.

Einzelgänger und Bücherwurm

Bei Tele-Züri-Leuten erinnert man sich an einen verbissenen, gewissenhaften Kollegen. «Ich war sehr ehrgeizig und für meine Freunde manchmal nicht leicht zu ertragen. Heute bin ich lockerer, ich bin etabliert.» Manchmal beneidete er jene, die auf dem Balkon standen und rauchten. Er erfahre immer als Letzter, wenn jemand schwanger sei.

Aufgewachsen ist er in einem Winterthurer Arbeiterquartier, der Vater war Maschinenschlosser und machte später ein Abendstudium. Die Mutter «hat mal gemodelt». Reto war ein Einzelgänger. Die Familie zog oft um, er kam immer in neue Klassen, wo alle schon Freunde hatten. Und er spielte nicht Fussball, sondern steckte seinen «Kopf in Bücher». Im Gymi las er Theaterstücke, er sah sich als berühmten Schauspieler: «Ich war der Meinung,

wie viele Jugendliche, ich sei etwas Besonderes und unheimlich talentiert.» Auf einer Klassenreise sass er mit Freunden im Zugabteil. Die anderen jassten, er las ein Reclam-Büchlein. Es ging nicht nur um die reine Lesefreude. «Ich wollte auch signalisieren: Ich bin nicht wie ihr.» Das kam schlecht an, und bald flog das Büchlein hochkant zum Fenster raus.

An der Aufnahmeprüfung für die Schauspielschule war das Urteil «absolut vernichtend». Er fand seine echte Begabung hinter dem Radiomikrofon. Seine musische Seite äussert sich heute noch im Klavierspiel, lange Zeit sang er in einem A-cappella-Chor.

Jetzt ist er doch ein bisschen berühmt geworden. Seine Frau, eine Kinderärztin, findet das nicht so toll, wenn die Familie mit dem kleinen Sohn am Samstag einkaufen geht. Sie sieht, wie die Leute tuscheln. Brennwald hat sich angewöhnt, auf der Strasse niemandem in die Augen zu schauen. Sonst klopft ihm garantiert einer auf die Schultern: «Hallo, schön, dich wieder einmal zu sehen.» Es macht ihn verlegen, sagen zu müssen: «Sorry, Sie kennen mich aus dem Fernsehen.»

Steigende Quoten

Die Einschaltquoten steigen wieder (2006: 23 %, 2007: 24 %, 2008: 27 %). Die Sendung über Banker-Boni sahen gar 32,2 % der Zuschauer. Die Traumquoten von Filippo Leutenegger

(über 30 % im Jahresschnitt) sind freilich unerreichbar. Zwischen 280 000 und 400 000 Menschen schauen am Freitagabend die «Arena».

Leider bekommen sie oft nicht die wichtigsten Leute zu sehen. Auf dem Höhepunkt der UBS-Krise sass CEO Marcel Rohner, Eugen Haltiner von der Finanzmarktaufsicht sowie Urs Philipp Roth, Direktor der Bankiervereinigung, am Dienstag im «Club». Am Freitag redeten zum gleichen Thema in der «Arena»: Ex-Botschafter Thomas Borer, *Weltwoche*-Chef Roger Köppel und Jean Ziegler (der Jean Ziegler spielte). «Ein Ersatzteam», sagt Stöhlker. Brennwald fand die Sendung unterhaltend.

Wenn unter dem Titel «Das Bankgeheimnis wankt» Susanne Leutenegger Oberholzer, Christoph Mörgeli, Fulvio Pelli und Christophe Darbellay debattieren, ist das mässig spannend. Sie sagen, was sie immer sagen. Klar, es sind Politiker, Parteichefs sogar. Aber man zöge es vor, einem Banker und einem Bundesrat zuzuhören. In der Sendung «UBS-Debakel: Wie viel Staat braucht es?» diskutierten die Konsumentenschützerin Simonetta Sommaruga, SVP-Präsident Toni Brunner und Ruedi Noser von der FDP. Die nimmt man doch nicht ernst! Brennwald lacht: «Das ist Ihr Problem, wenn Sie die nicht ernst nehmen. Das sind unsere handelnden Politiker.» Aber «glauben Sie, wir hätten Bankmanager und Bundesräte nicht angefragt? Fast jede Woche.» ○



Ein paar Tage



Ein Leben lang

Qualité
Corse

Urlaub im Naturschutzgebiet

Töchter der Liebe und des Kriegs

Die Amazonen sind das faszinierendste Volk der Antike. Griechische Geschichtsschreiber waren von der Existenz überzeugt. Ihre Berichte bestechen durch ethnografische Qualität. Hat es das kriegerische Weibsvolk tatsächlich gegeben? Von Hedwig Appelt



Sie gaben ihre Weiblichkeit auf, um ihre Freiheit zu verteidigen: «Aufbruch der Amazonen», Illustration von 1788.

Der Krieg um Troja ist Männersache – bis Penthesilea auftaucht, die Königin der Amazonen. Sie hatte von Achill geträumt, dem gewaltigsten der griechischen Helden. Er war der Mann, der sie liebte, verhiess ihr der Traum, auf dem Schlachtfeld vor Troja erwarte er sie. Wie es das Gesetz der Amazonen verlangt, muss sie ihn erst besiegen, will sie sich ihm hingeben.

So führt Penthesilea ihre weibliche Streitmacht heran und verstrickt die Griechen in eine Schlacht, wie diese sie noch nie geführt haben. Statt geordneter Reihen sehen sie wirbelnde Pferdebeine und hören ein schrilles «Yeyeiei», das sich in das Sirren von unzähligen Pfeilen mischt. Das Geheul macht die vor die Streitwagen gespannten Pferde der Griechen ganz nervös; bald gehen sie durch, jagen den Steppenpferden nach und schleifen die umgestürzten Wagen hinter sich her. Es ist die Stärke der Amazonen, den Krieg als Chaos zu inszenieren.

Penthesilea scheint überall gleichzeitig zu sein, sie rodet die Reihen der Griechen, um Achill zu finden. Für ihn tanzt sie einen Totentanz, dem er angewidert zusieht. An ihren Beinen klebt Blut; unablässig schreit sie, hoch und grell, damit der silbern schimmernde Hengst noch schneller fliegt. Achill erträgt es kaum, sie so reiten zu sehen; er will den Ruck nicht mehr sehen, der durch ihren Körper geht, wenn sie den Bogen spannt und den Pfeil sein Ziel treffen lässt. Finster blickt er der Königin nach, die kämpfend um seine Aufmerksamkeit buhlt und nicht bemerkt, dass in diesem Mann nur der Hass wächst.

Faszinierende Barbarinnen

Der Traum hat getrogen. Achill tötet sie. Doch auch er hat sich getäuscht. Unter dem Helm erwartet er eine schrille, zum «Yeyeiei» gehörende Fratze zu entdecken, einen Männerkopf

auf einem Frauenleib. Wie entsetzt ist er, als er in das Gesicht einer wunderschönen Frau blickt. Er gäbe alles, um seine Tat ungeschehen zu machen.

Kaum etwas faszinierte die griechische Antike so sehr wie die kriegerischen Amazonen: Genüsslich malte man sich die Auftritte der Barbarinnen aus, die keinem Mann in ehelicher Liebe verbunden waren. Die tragische Geschichte von Penthesilea und Achill ist nur die berühmteste Episode der zahlreichen Amazonensagen, die griechische Schriftsteller und Geschichtsschreiber überliefert haben. Quintus von Smyrna hat dieser Geschichte ein ganzes Buch gewidmet. Auch Homer, dessen «Ilias» vor Penthesileas Ankunft endet, erzählt an anderer Stelle ganz selbstverständlich von den kriegerischen Weibern.

Zweifel an ihrer Existenz hatten die Griechen nie. Sieht man in ihnen heute vornehm-

lich mythische Gestalten, bei denen nicht auszumachen ist, ob sie männlichen Wunsch- oder Alpträumen entsprungen sind, beschrieb der als «Vater der Geschichtsschreibung» geltende Herodot sie genauso selbstverständlich als tatsächliche Gegebenheit, wie das später Hippokrates, Plutarch und andere taten. Ares und Aphrodite, die griechischen Götter des Krieges und der Liebe, galten als Vorfahren der Amazonen. Grosse Helden wie Theseus durften sich rühmen, eine Amazone geliebt zu haben. Selbst Alexander dem Grossen schreibt der Historiker Diodor eine Affäre mit der Amazonenkönigin Thalestris zu.

Untersucht man die antiken Berichte, erstaunt ihre Detailfreude. Man möchte meinen, sie lieferten die Beschreibung eines realen Volks. Damit lassen sie es durchaus wahrscheinlich werden, dass jene Archäologen, die in den letzten Jahren glaubten, Indizien für die tatsächliche Existenz eines kriegerischen Frauenvolks gefunden zu haben, nicht falsch liegen. Es ist eine faszinierende Ethnografie, die die alten Sagen liefern.

Die Geschichtsschreiber berichten, dass die Amazonen einst Skythinnen waren, Angehörige jenes in Mittelanatolien beheimateten Volks, die einen eigenen Staat gründeten und ihre Weiblichkeit aufgaben, um ihre Freiheit zu verteidigen. Wie alle Skythen nutzten sie Pferde nicht als Zug-, sondern als Reittiere, was damals noch unüblich war. Die Tiere, die von Amazonen ausgebildet wurden, waren nicht nur schnell und wendig, sondern beherrschten sogar Elemente der hohen Dressur. Sie waren darauf abgerichtet, auf kleinste Impulse zu reagieren, und stellten in der Kombination aus Tempo, Gehorsam und Intelligenz die vernichtendsten beweglichen Waffen der alten Welt dar. Sie trugen ihre Reiterinnen mühelos von Sieg zu Sieg: von der Südküste

Ihre Pferde stellten die vernichtendsten beweglichen Waffen der alten Welt dar.

des Schwarzen Meeres, wo die Amazonen ihre neue Heimat gefunden hatten, über den Kaukasus und das heutige Georgien bis weit nördlich der Krim – in genau diejenigen Gebiete, in denen Archäologen glauben auf Amazonengräber gestossen zu sein.

Griechische Händler, die bis an die Küsten des Schwarzen Meeres gereist waren, hatten die unerhörte Nachricht als Erste ins Mutterland gebracht: dass es in Themiskyra, nahe dem heutigen Badeort Sinop in Nordanatolien, einen kriegerischen Frauenstaat gab, der sämtliche Nachbarvölker bezwungen hatte und weiter expandierte. Ausführlich berichtet Herodot von den Siegeszügen der Amazonen. Wie sie im Handstreich Kolchis genommen hatten, jenes Reich, aus dem die griechischen



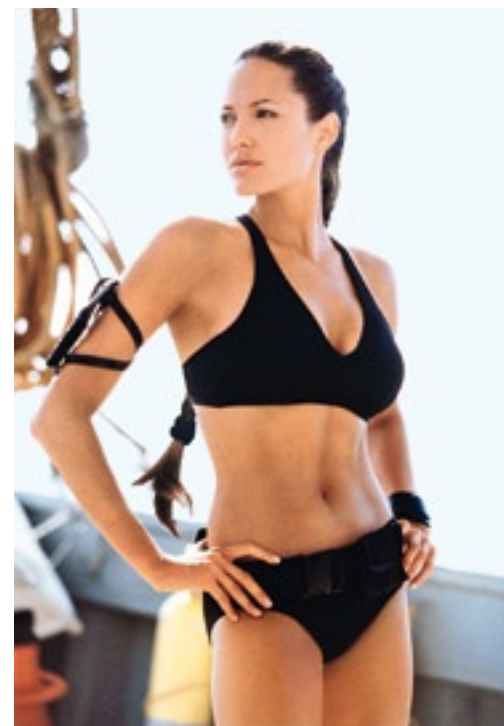
Archetypus: Jane Fonda in «Barbarella», 1968.

Argonauten der Sage nach einst das Goldene Vlies stehlen wollten, und ohne Medea, die Tochter des Kolchis-Königs, kläglich gescheitert wären. Für die Amazonen war es aber nichts als eine Durchgangsstation zum Eldorado des Nordens, wo es riesige Goldschätze gab, aus denen sie sich bedienen wollten, um ihre Gürtel, Waffen und das Zaumzeug ihrer Pferde zu verzieren.

Niemand zuvor war in diese schneebedeckten Wüsten gereist. Man hätte den Kaukasus überwinden müssen, in dem die gefürchteten kaukasischen Tiger hausten – die Amazonen, raunte man, machten aus ihnen Pferddecken. Landstriche, in denen es von Menschenfressern, einäugigen Räubern, Werwölfen und Zauberern wimmeln sollte, waren zu passieren – alle aber wichen vor den Amazonen zurück. Und schliesslich galt es, den Kampf mit den geflügelten Wächtern des Goldes zu gewinnen: den Greifen, die Beute von der Grösse eines Elefanten in den Klauen halten konnten, aber machtlos waren gegen die Schnelligkeit und Gewitztheit der Reiterinnen.

Göttlich im Krieg, tragisch in der Liebe

Reich kehrten die Amazonen in die Heimat zurück. Keiner wagte es, sie anzugreifen; und das hatte dem griechischen Logos zufolge einen guten Grund: Die Amazonen waren unbesiegbar, weil der Kriegsgott selbst sie gezeugt hatte. Ares legte ihnen die Liebe zum Krieg in die Wiege. Aber zu was für einem Krieg! Die Amazonen inszenierten ihn, berichten die Quellen, als Theater der Grausamkeit. Dem Feind haushoch überlegen, spielten sie mit ihm Katz und Maus. Je länger die Beute zappelte, je mehr Körper im Todeskampf zuckten, desto lustvoller genossen sie das Spektakel.



Wilde Lust: Angelina Jolie als Lara Croft, 2007.

Gnadenlos, blutig und kalt in ihrer Brutalität, folgten sie dem göttlichen Vater von Schlacht zu Schlacht.

Auf Ares haben sich die Amazonen berufen, als sie ihren Staat gründeten und sich lossagten von der Gemeinschaft der Menschen und jedem menschlichen Gefühl. Freiheit, Gleichheit und Selbständigkeit hatten sie auf ihre Fahnen geschrieben und einen Staat gegründet, in dem Männer nur noch als Feinde und unterworfenen Sexualobjekte vorkamen. Für die Freiheit, die sie sich nahmen, gaben die Amazonen einen Teil ihrer selbst auf. Sie schnitten sich die rechte Brust ab, um ungehindert mit Pfeil und Bogen, Wurfspieß und Axt hantieren zu können. Sie verstümmelten sich, um den Männern gleich zu sein und machten aus dem Opfer ihrer Weiblichkeit ein blutiges Initiationsritual. «Amazons», ohne Brust, so die geläufigste Herleitung ihres Namens, stellten sie das männlich geprägte Weltbild der Griechen auf den Kopf. Für die Amazonen bedeutete dieser Beschneidungsakt die rituelle Geburt aus dem Geist des Krieges. Danach gab es nichts anderes mehr als die Plötzlichkeit des Schreckens.

War die wilde Lust am Krieg das Erbe des Vaters, so erhielten sie von ihrer Mutter Harmonia eine ganz andere Mitgift. Auch in ihr floss Ares' Blut, da sie aus dem Inzest von Ares und Aphrodite, der Göttin der Liebe, hervorgegangen war. So erbten sie Aphrodites Vorzüge: Schönheit, Eleganz, Charme, Stolz und eine grenzenlose Bereitschaft zu lieben. Denn anders, als es ihnen oft nachgesagt wird, waren die Amazonen zwar «Männermörderinnen» – so nannten die Skythen sie –, aber niemals Männerhasserinnen. Sie hatten ihren Staat gegründet, weil sie sich von männlicher Gewalt bedroht sahen. Dass aus ihren militärischen



«Jagende Amazonen»: Gemälde aus dem 19. Jahrhundert.

Erfolgen der Wunsch entstand, für immer frei zu bleiben – wer könnte es ihnen verdenken?

Um die Freiheit seiner Staatsbürgerinnen zu erhalten, gab es im Staat der Amazonen nur ein Gesetz. Doch dieses war absolut verpflichtend, es unterschied den Frauenstaat von allen anderen Staatsformen und machte ihn zu einem einmaligen Phänomen in der Historie. Das Gesetz, von dem die Existenz der Amazonen abhing, forderte von jeder einzelnen den Verzicht auf die Liebe zu einem Mann. Dass dieses Gesetz immer wieder gebrochen werden musste und die Gemeinschaft der Amazonen auf den Prüfstand stellte, gehört zum faszinierenden Schicksal dieser Frauen.

Acht sinnliche Wochen

Woher sollte aber in einer Gemeinschaft, aus der die Männer ausgeschlossen waren, der Nachwuchs kommen? Nun – die Amazonen waren überaus geschickt darin, Grenzen und Definitionen zu überschreiten. Sie hatten zwar ewige Jungfräulichkeit geschworen, aber für sie bedeutete das ein Leben ohne Männer und ausserhalb eheähnlicher Gemeinschaften. Nichts sprach dagegen, sich zum Zweck der Zeugung der Männer zu bedienen, die ihnen über den Weg liefen. Im Frühling eines jeden Jahres durften die Amazonen acht sinnliche Wochen lang junge, begehrenswerte Frauen sein, mit einem oder mehreren Männern ihrer Wahl schlafen, geniessen und Genuss verschaffen – nur verlieben durften sie sich nicht. Im besten Fall waren sie nach dieser Auszeit vom Krieg mit einem Mädchen schwanger und kehrten in ihren kriegerischen Alltag ohne einen Gedanken an den Vater zurück. Der spielte nur eine Rolle, kam ein Junge zur Welt. Dann wurde ihm das Sorgerecht übergeben; jeder Stamm war stolz, wenn

er einen Amazonenspross grossziehen durfte. Die Griechen blickten der promiskuitiven Wahrheit mit Entsetzen ins Auge: Freier Sex in freier Natur – das war für sie kein Fest, sondern ein Skandal. Göttliche Kriegerinnen, die die Grenze zum Tierischen überschritten!

Vielleicht konzentrierten sich die Griechen deshalb so sehr auf die Königinnen, denen sie die grosse Liebe ihrer Helden zudachten: Penthesilea und Achill, Hippolyte und Theseus, Thalestris und Alexander der Grosse – das waren nicht nur Begegnungen zwischen einer Frau und einem Mann. Hier kollidierten zwei Welten: eine weibliche und eine männliche, eine «barbarische» und eine «zivilisierte». Jede dieser Begegnungen stellte die Frage nach einem dritten Weg zwischen Wunsch und Gesetz, Liebe und Krieg – mit meist tödlicher Antwort.

Die antiken Schriftsteller haben um die Brisanz dieser Fragen gewusst, denn in diesen Geschichten, die den Kern der Amazonensagen ausmachen, gaben sie den liebenden Kontrahenten die Möglichkeit, sich als Individuen zu zeigen. Während die Amazonen in der Regel als Kollektiv beschrieben wurden, hatten die Königinnen hier den Rang von Persönlichkeiten. Denn natürlich konnten sie nur im Bewusstsein ihres Konfliktes die Entscheidungen treffen, die ihnen abverlangt wurden. Aber wussten die Griechen, was sie den Amazonen antaten, indem sie ihre Königinnen von der Gemeinschaft isolierten? Wussten sie, dass sie ihnen mit der Liebe den Tod brachten? Mit anderen Worten: Sind die einführendsten, mitfühlendsten Passagen der Amazonengeschichte gleichzeitig die grausamsten? Es scheint so. Und doch haben gerade die Liebestode die Amazonen unsterblich gemacht.

Lässt sich viele Jahrhunderte später sagen, ob die Griechen recht hatten, dass es die Amazonen wirklich gab? Oder muss man sie im Reich des Mythos ansiedeln, wo sie sich die alte Welt mit Fabelwesen und Göttern teilen? Nördlich des Schwarzen Meeres befinden sich Gräber, sogenannte Kurgane, zu denen die Reiternomaden in vorgeschichtlicher Zeit immer wieder zurückkehrten, um ihre Angehörigen zu bestatten. Die Existenz dieser Gräber ist seit langem bekannt, ihr Inhalt wurde analysiert und archiviert, die Forschungsergebnisse schienen klar zu sein: In den Gräbern ruhten Krieger.

Vor einigen Jahren begab sich die amerikanische Archäologin Jeannine Davis-Kimball auf die Suche nach Amazonengräbern und konnte mit Hilfe eines DNA-Spezialisten beweisen, dass es sich bei einem Skelett, das aus einem Grab mit zahlreichen Waffenbeigaben geborgen wurde, zweifelsfrei um eine Frau handelte. Die gebogenen Oberschenkelknochen und das gestauchte Steissbein verrieten zudem, dass diese Frau viel geritten ist. Sie war zusammen mit ihrem Schmuck und ihren Waffen begraben worden, ein deutlicher Hinweis auf die einstige Existenz als Kriegerin.

Frühere Grabungsergebnisse wurden nun überprüft, und neue Funde bestätigten, dass es sich bei Gräbern mit Waffenbeigaben durchaus auch um Frauengräber handelte, deren Inventar an die Ausstattung der Amazonen erinnert:

Sie schnitten sich die rechte Brust ab, um ungehindert mit Pfeil und Bogen hantieren zu können.

Man fand Schmuck, Goldperlen und Schminkutensilien, Kampfgürtel, Rüstungsteile, manchmal sogar Pferde, Pfeil und Bogen, Lanzen und andere Gegenstände, die in ihrer Kombination sinnvolle Angriffswaffen darstellten.

Der Rest an Zweifel bezieht sich eher auf die Frage, ob die gefundenen Amazonen dem Bild jener Kriegerinnen entsprechen, das der Mythos überliefert. Ob es wirklich ganze Amazonenheere gab, die über die Steppenlandschaften galoppierten. Ob in den Gräbern die ersten Freiheitskämpferinnen liegen, die an keinem Feind gescheitert sind, sondern letztlich an sich selbst: Als Töchter von Ares mussten sie Aphrodite verleugnen. Und als Kinder der Liebe konnten sie Ares nicht folgen.

Vielleicht ist es aber gar nicht so wichtig zu wissen, ob Archäologen nun die echten Amazonen gefunden haben oder nicht. Denn diese sind schon lange in die modernen Mythen eingewandert. Im Film, in der Kunst und Literatur, in Mode, Marketing und Werbung sind sie präsent als Archetypen der gefährlich selbständigen, attraktiven Frau: schön, schlau, stark.

Hedwig Appelt: Die Amazonen. Töchter von Liebe und Krieg. Theiss. 200 S., Fr. 36.90

Ponzis Schneeball

Rund 65 Milliarden Dollar hat Bernie Madoff seiner Klientel abgenommen. Die Abzockermethode wird seit neunzig Jahren praktiziert, und die Leute werden nie klüger. Eine Schelmengeschichte. Von Peter Hartmann

Und wer hat's erfunden? Italiener gründeten am 4. März 1472 die erste Bank der Welt, die älteste bis heute: die Banca Monte dei Paschi di Siena. Einem findigen italienischen Kopf entsprang sodann die doppelte Buchhaltung als Arbeitsgrundlage des Bankgeschäfts. Ausserdem verdanken wir Italien das Fahrrad, das Telefon, den Helikopter, den Fallschirm, die Brille, den Roboter, das Präservativ, den Cate-naccio und vieles mehr.

So auch einen raffinierten Abzockertrick zur Geldbeschaffung, der in der Anwendungsvariante des Betrügers Bernard «Bernie» Madoff zur Anhäufung der schier unfassbaren Summe von fast 65 Milliarden Dollar und zu deren unmerklichem Verschwinden geführt hat. Die Masche geht auf einen Italiener zurück und wird in den USA deshalb als «Ponzi scheme» bezeichnet, die Ponzi-Methode. Bekannt auch als Pyramiden- oder Schneeballsystem, als Ketten- und Glücksbriefe oder als Multi-Level-Marketing.

In Italien werden Kettenbriefe catena di Santantonio» genannt, nach einem Heiligen, weil ursprünglich die Empfänger solcher Briefe aufgefordert wurden, für den Absender zu beten, und so schwappten im 19. Jahrhundert über Familien, Sippen und Freundeskreise postalische Wellen von Fürbitten, und wer sich verweigerte und die Kette unterbrach, der war des Teufels. (Als modernes Phänomen der Verbreitungslawine – via SMS, E-Mail und Internet – grassiert der Facebook-Hype, nichts anderes als ein elektronischer Schneeball.)

Carlo Pietro Giovanni Guglielmo Tebaldo Ponzi, der sich Charles nannte, nachdem er im November 1903 als 21-jähriger Emigrant mit \$ 2.50 in der Tasche in den USA gelandet war, hielt sich als Tellerwäscher, Kellner, Buchhalter und Übersetzer über Wasser. Er suchte seine Chance auch in Kanada, bekam einen Job in der Bank eines Italieners namens Zarossi, der die Konten seiner eingewanderten Landsleute abräumte und nach Mexiko verschwand. Ponzi stellte sich einen falschen Scheck über 423 Dollar aus und wurde wegen Betrugs zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Seiner Mutter in Parma schrieb er, dass er als Gefängniswärter arbeite. Zurück in den USA, sass er in Atlanta wegen Menschen schmuggels über die kanadisch-amerikanische Grenze weitere zwei Jahre ab. Dann verkaufte er in Boston Adressbücher und hatte, kurz nach dem Ersten Weltkrieg, die Vision seines Lebens, den perfekten Traum vom Reichtum für alle, und ganz besonders für ihn.

Die Erfolgsformel fiel Ponzi ein, als er einen Brief aus Spanien öffnete. Dem Schreiben war

ein internationaler Antwortschein (IRC – *international reply coupon*) beigelegt. Als Briefmarkensammler rechnete er: Wegen der enormen Währungsunterschiede zwischen Europa und den USA war ein Antwortschein, der in Spanien umgerechnet 1 Cent kostete, in Amerika in Briefmarken 6 Cent wert. Faktisch ein Arbitrage-Geschäft mit narrensicheren Währungsprofiten. Da der Umtausch von Marken in Geld an den Postschaltern zu umständlich war, verfiel Ponzi auf die Geschäftsidee, diese Scheine zu «verbriefen» – in der Art, wie fast ein Jahrhundert später Investmentbanker an der Wall Street die Hypotheken amerikanischer Hausbesitzer zu bündeln begannen.

Ponzi gründete am 26. Dezember 1919 die Securities Exchange Company (welche Ironie: SEC, die gleichen Initialen wie die der Securities and Exchange Commission, der Kontrollbehörde des Wertpapierhandels in den USA). Er lockte mit 50 Prozent Gewinn innert 45 Tagen oder Verdoppelung innert 90 Tagen auf den sogenannten Ponzi-Notes. Im Februar 1920 holte er 5000 Dollar herein, aber schon fünf Monate später stapelte er mit seinen Mitarbeitern wöchentlich eine Million Dollar Bargeld in den Büros, den Korridoren und auf der Toilette seiner Firma. Der Rattenfänger Charles Ponzi, ein Mann mit «Charme, Chuzpe und Fantasie» (*The New Yorker*), stoltzte mit Strohhut und goldverziertem Spazierstock durch Boston und liess sich als Wohltäter feiern. Die Leute, am Ende waren es mehr als 40 000, warfen Ponzi ihr Geld nach, kratzten ihre Ersparnisse zusammen, manche verpfändeten ihr Haus.

«Idiot in finanziellen Dingen»

Nur Ponzi selber investierte nichts in seine Company. Er erwarb ein Landgut in Lexington, wo die wahren Reichen wohnten, mit Air-Conditioning und Swimmingpool, und seiner Mutter in Parma schickte er ein Erstklassicket für die Überfahrt auf einem Luxusdampfer. Die fabelhafte Geldkaskade blieb am Laufen, solange mehr neues Geld hereinfluss, als Gewinne zur Bezahlung der Scheinrenditen abgezogen wurden – die Ponzi-Methode. Dass der Schwindler und Träumer Charles Ponzi je Charles Dickens gelesen hat, ist unwahrscheinlich. Der englische Dichter hatte in seiner 1857 erschienenen Novelle «Little Dorrit» fiktiv ein solches Betrugsmodell vorweggenommen.

Als die Zeitung *Boston Post* im Juli 1920 den Finanzanalytiker Clarence Barron einschaltete und in einer Artikelserie Ponzis Praktiken enthüllte, stürzte die Pyramide ein. Barron

wies nach, dass die Securities Exchange Company zur Abdeckung ihrer Verpflichtungen 160 Millionen Coupons benötigt hätte, dass jedoch nur gerade 27 000 in Umlauf waren. Die Postbehörden in Italien, Spanien und Rumänien hatten von Ponzis Geschäften Wind bekommen und druckten keine Antwortscheine mehr. Die *Boston Post* bezeichnete Ponzi in ihrer Headline am 2. August als insolvent, nachdem sie seinen Public-Relations-Berater James McMasters mit einem 5000-Dollar-Honorar als Informanten geködert hatte. McMasters schilderte Ponzi als «Idioten in finanziellen Dingen». Es brach Panik aus, die Anleger roteteten sich vor Ponzis Firma zusammen, doch der



Verschwiegener Experte: Schwindler Madoff.

Finanzguru vermochte die Situation zu beruhigen, als er innert dreier Tagen 2 Millionen Dollar in Banknoten an die Wartenden verteilte und sie mit Kaffee und Donuts bewirtete.

Doch am 12. August griff die Justiz zu. Bei seiner Verhaftung hortete Ponzi in seinen Büros 1,5 Millionen Dollar, die Verpflichtungen beliefen sich jedoch auf 7 Millionen. Insgesamt waren 15 Millionen durch seine Hände gegangen. Geringe Summen im Vergleich zu den Vermögen, die sich respektable amerikanische Familien wie früher die Vanderbilts durch betrügerische Börsenmanipulationen oder später die Kennedys durch Alkoholschmuggel bleibend erworben hatten. Ponzi wurde in 86 Punkten angeklagt, erklärte sich aber nur in einem einzigen Fall für schuldig, wegen des betrügerischen Missbrauchs von Antwortscheinen. Die Ironie des Geständnisses bestand darin, dass Ponzi die Coupons tatsächlich verwendet hatte: zur Frankierung der Postkarten, die er seinen Kunden schickte mit dem Versprechen, ihre Notes seien sicher.

Ein Bundesgericht schickte ihn für fünf Jahre ins Gefängnis von Plymouth, Massachusetts, und belegte ihn mit einer zusätzlichen Strafe von sieben bis neun Jahren auf Bewäh-



Perfekter Traum vom Reichtum für alle: Carlo Pietro Giovanni Guglielmo Tebaldo Ponzi, 1920.

zung. Als Ponzi nach dreieinhalb Jahren freikam, nannte er sich Charles Borelli und zog nach Florida, wo er das grosse Geschäft im Grundstückhandel witterte. Er kaufte billiges Land, zerstückelte es in kleine Parzellen und strich exorbitante Gewinne ein. Nur verschieg er den neuen Eigentümern, dass sie statt Bauland wertloses Sumpfgelände besaßen. Ponzi wurde verurteilt, konnte aber eine Kaution aufbringen und nutzte die Freiheit zur Flucht. Er wurde 1926 am Hafen von New Orleans festgenommen und zur Verbüßung der Reststrafe nach Boston transportiert. Vergeblich richtete er ein Gesuch an Präsident Coolidge, ihn vor der Ausschaffung zu verschonen. Am 7. Okto-

ber 1934 verliess der Sträfling die Staaten als mittelloser, mittlerweile 52-jähriger Zwangspassagier eines Schiffes nach Genua. Geblieben war ihm, nebst dem italienischen Pass, eine Art Heldenstatus, die Aura eines sozialromantischen Schelms und Gambler.

Kriminelle Midasse

Scharlatanische Spekulanten, die sich geheimnisvoll geben, und magische Geldvermehrer, die mit der grossen Kelle anrichten, haben die Menschen immer gefesselt. Bernie Cornfeld, ein stotternder Psychologe und Sozialarbeiter, erfand das Geschäft mit Investmentfonds, schickte 25 000 Vertreter (unter ihnen Werner

K. Rey, der später den grössten Flop der Schweizer Wirtschaftsgeschichte verbuchte) auf Verkaufstour und liess grosse Teile des Anlagevermögens verschwinden. Vor dem Crash von 1987 verfielen die Finanzbranche und ihr journalistischer Rattenschwanz dem König-Midas-Charisma des Raider Ivan Boesky, der Oliver Stone als Vorlage für den Kotzbrocken Gordon Gekko in seinem Film «Wall Street» diente. Boeskys Zauberstab war sein Insiderwissen. Der grossmäulige Zyniker wanderte drei Jahre ins Gefängnis. Michael Milken, der König der Junk-Bonds, kassierte 1986 das bis heute unerreichte Weltrekord-Jahresgehalt von 550 Millionen Dollar, ruinierte die Bank Drexel Burnham Lambert und bekam 10 Jahre Haft, von denen er nur 22 Monate absass.

Bernie Madoff betrieb die Täuschung und Verführung mit umgekehrten Mitteln: als verschwiegener Experte unter der seriösen Maske des Understatements. Seinen 5000 auserwählten Klienten vermittelte er das Gefühl, er leiste ihnen eine freundschaftliche Gefälligkeit. Der ehemalige Rettungsschwimmer und Sprinklerinstallateur scheiterte am ehernen Gesetz, das für jedes Ponzi-Konstrukt gilt: Wenn weniger Geld hereinfließt als hinaus, ist Ende.

Während Ponzi in einer amerikanischen Gefängniszelle sitzt, baut der schwedische Zündholz-Zar Ivar Kreuger sein Geschäft zu einem Weltmonopol aus. Er kontrolliert drei Viertel des Marktes, verhandelt mit Stalin (der einen Milliardenkredit ablehnt) und mit US-Präsident Hoover. Er beschafft enorme Anleihen und bietet den Staaten, die er mit seiner Swedish Match erobern möchte, selber günstige Kredite an. Die Aktionäre seiner Holding Kreuger & Toll beglückt er mit 50 Prozent Dividende. Ein Schneeballsystem auf höchster Ebene. Mit dem Börsencrash von 1929 und der Weltwirtschaftskrise gerät er unter Druck, er hat keine Sicherheiten mehr, und am 12. März 1932 erschiess er sich in Paris. John Maynard Keynes, der führende Wirtschaftswissenschaftler, nennt Kreuger den Unternehmer «mit der vermutlich grössten schöpferischen geschäftlichen Intelligenz seines Zeitalters».

Aber für Carlo Ponzi gibt es einen Neuanfang nach der Rückkehr. Der Diktator Mussolini ist beeindruckt von der anhaltenden Popularität des Finanzakrobaten und nutzt sie für sein Regime. Er schickt Ponzi nach Brasilien, als Chef der Niederlassung der Fluggesellschaft Ala Littoria in Rio de Janeiro. Ponzi entdeckt, dass das Bordpersonal Devisen schmuggelt, verlangt eine Beteiligung, und als er sie nicht erhält, denunziert er die eigenen Mitarbeiter bei der brasilianischen Regierung. 1942 hebt die Ala Littoria den Aussenposten auf, die Maschinen werden im Krieg gebraucht; Ponzi wird arbeitslos. Der Mann, der Charles Ponzi war, der Erfinder des massenhaften Reichtums, stirbt nach einem Hirnschlag am 18. Januar 1949 vergessen in einem Armenspital von Rio. ○



Schön auf den ersten Blick

In Hua Hin steht der Sommerpalast des thailändischen Königs. Das klingt nach Reichtum, gediegenen Parks und langen Stränden, ist aber auch ein Alptraum wie aus einem Roman von Houellebecq. Ein Bericht von Sibylle Berg.

Die Bucht um Hua Hin am Golf von Thailand ist siebzig Kilometer lang, vielleicht auch nur sechzig, aber das klingt nach einem Strandstreifen, der sich gewaschen hat. Sechsspurig führt die Autobahn von Bangkok in drei Stunden am erfreulichen Wirtschaftswachstum vorbei, hurra, es wird hier so hässlich wie überall, wo Menschen reich werden, neue hohe Häuser wollen, boomende Industrie und den damit verbundenen Abfall. Der gemeine Thailänder denkt nicht daran, in Strohütten zu leben mit drolligen Gewändern, nur weil wir Touristen das besichtigen wollen. Da lacht der Thai trocken und telefoniert mit zwei iPhones gleichzeitig.

Mit dem allgemeinen Reiseziel Hua Hin werden drei grössere Strandabschnitte bezeichnet: Cha-Am der nördlichste, Hua Hin in der Mitte und Pran Buri am Ende der Reihe. Und nun die ernsthafte Warnung: Fahren Sie niemals nach Hua Hin. Es sei denn, Sie kommen aus einem so unerfreulichen Winkel der Erde, dass selbst ein Kohlebergbau als Reiseziel attraktiv wäre. Hua Hin ist von einer so überwältigenden Hässlichkeit, dass sie auf je-

den, der sich durch den Ort bewegt, abfährt. Hier wächst nichts Schönes, und selbst Kate Moss, die gerüchteweise hier verkehren soll, sähe in der Kulisse dieses Witzes an touristischer Zerstörungswut aus wie etwas nach einem radioaktiven Unfall. Kate verkehrt überdies im «Chiva-Som»-Resort, das sie für die Dauer ihres Aufenthaltes nicht verlässt, und recht so, will man raunen.

Gegrillte Menschenströme

Wie nach einer Bombendetonation wirkt der Strand, da in Viererreihen Touristen aufgebahrt liegen, dazwischen rennen Pferde, die es zu mieten gilt, ihr Kot vermischt sich mit dem schlammfarbenen Wasser. Das «Hilton»-Hotel türmt mit gefühlten hundert Stockwerken über dem Elend, das aus Puffs, Bars, Bordellen und Puffs besteht. Neben denen es Schnitzelhäuser hat. Neben denen Wursthäuser stehen. Dazwischen schiebt sich der gegrillte Menschenstrom, und man möchte nur noch duschen, duschen, duschen, um die Erkenntnis, Teil dieser weissen Rasse zu sein, von sich abzu-

spülen. Dass es das alles noch gibt. Diesen Houellebecq-Alptraum, und dass sich keiner schämt. Zwischen den als Würsten verkleideten Menschen fahren Thais mit riesigen Jeeps und Offroadern und haben wenigstens richtig gut verdient mit der Verunstaltung ihrer Heimat. Hochhäuser am Strand, hinter dem die bereits erwähnte sechsspurige Hauptverkehrsstrasse verläuft, und ja, der König hat hier seine Residenz, sie ist kilometergross und komplett eingezäunt, man kann es keinem verdenken.

Die hochpreisigen Hotels scheinen allesamt von jungen Abgängern einer guten Bangkok-er Architekten-Hochschule entworfen worden zu sein. Die Gegend boomt seit ungefähr sechs Jahren, und überall wird gebaut. Mehr. Schicker. Teurer. Gläserner. Das Design der meisten Häuser ist überwältigend, und die kleinen Holzhütten, die sich in ihrer Nähe aufhalten, um die Hotelgäste mit Massagen und billigem Essen aus ihren Anlagen zu locken, wirken wie Geschwüre. Sehr schnell kommt bei sensiblen Charakteren an solchen Orten der Wunsch auf, sich irgendwo aufzuhalten, wo man nicht

aufgrund seines Äusseren sofort als Fremder auszumachen ist. Sicher ist Tourismus ein sauber umrissenes Geschäft. Doch will man an dem unbedingt immer bewusst teilhaben?

Nadelholz und Sonnencreme

Cha-Am gleicht einem merkwürdigen, alten Traum von Sommerfrische. Der Strand ist dicht von hohen, wohlriechenden Nadelbäumen bewachsen, unter denen sich auf etwa acht Kilometer Länge Thailänder lümmeln. In Liegestühlen, unter Sonnenschirmen, zwischen ihnen Händler, die gebratene Meerestiere verkaufen oder Dinge, von denen man keine Ahnung hat. Es riecht nach Nadelholz und Sonnencreme, an der Strasse kleine Suppenküchen, Muschelandenken und Schwimmreifen. Es ist ruhig und in einer Art friedlich, dass man weinen möchte, wengleich nicht klar ist, warum. Die Urlaubsfreuden der Thailänder bestehen vorrangig aus Essen und Reden. Worüber reden sie nur, ohne Pause?

Ein paar westliche Touristen hat es im Norden von Cha-Am, wenn man es drauf anlegt, kann man hier sehr billig übernachten, zwanzig Euro mit Neonlicht, rasselnder Air-Condition, und einige legen es drauf an, dann sitzen sie da, befremdliche Fremdkörper inmitten der Thai-Touristen, und wissen sich nicht recht zu bewegen, die Armen. Am Ende des Strandes liegen ein kleiner Fischereihafen und ein atemberaubendes Restaurant mit Ferienbungalows, die den wirklichen Entdeckern vorbehalten sind, denn hier wird Thailändisch gesprochen. «Shylae Seafood & Resort» heissen das Restaurant und die Bungalow-Anlage, die reizend, sauber und abenteuerlich ist. So, wie man sich Thailand vor zwanzig Jahren vorstellt. Und so, wie es ausser auf entlegenen Inseln nirgendwo mehr ist.

Warum auch. Das Land will Geld und schönes Design, die Kinder der Generation, die in einfachen, herzensguten Hütten Touristen massiert und nebenbei gekocht hat, stellen Designhotels auf die Grundstücke der Eltern, und das ist nicht billig. Wer billig will, muss zu Hause bleiben und vor allem nicht nach Pran Buri, dem dritten, im Süden gelegenen Abschnitt des Strandes um Hua Hin, fahren. Hier ist Millionärsalarm. Hat man die Niederungen des Grauens hinter sich gelassen, beginnt auf einmal Landschaft. Der Pran-Buri-Fluss trennt das böse Touristenvolk von den Reichen, die hier durch noch fast intakte Landschaften rollen. Links und rechts bewacht von zwei Nationalparks, ist das eindeutig der schönste Teil der Küste. Keine Pferde am Strand, keine wilden Hunde, noch nicht einmal Muscheln stören den reichen Fluss.

Viele wohlhabende Hauptstädter besitzen hier Designervillen direkt am Meer, auf langen Strandwanderungen kann man sie besichtigen. Ein wenig nach Malibu riecht es, und endlich ist man da angekommen, wo man es sich



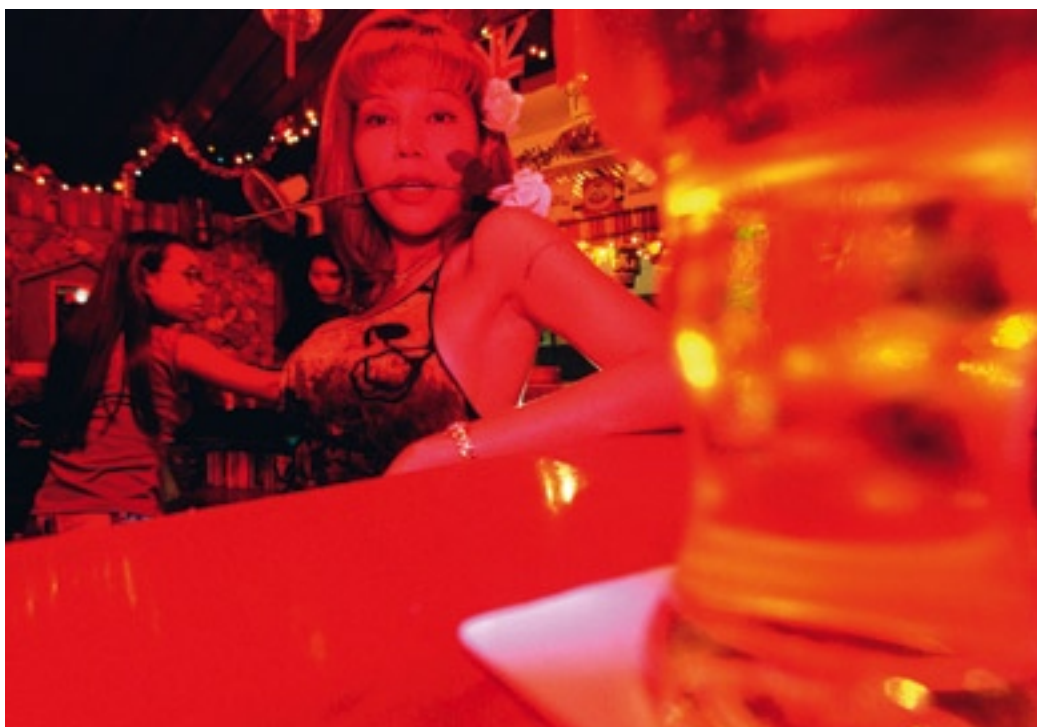
Traum von Sommerfrische: am Strand von Hua Hin.

in der Vorstellung erträumt hatte, daheim, beim Namen Hua Hin. Und dann wird es noch teurer werden, selbst ein wunderbar verrotteter Ort wie das «Lazy Beach»-Hotel neben dem «Aleenta», das aussieht wie aus einem Tarkowski-Film, wenn es in Russland so schön gewesen wäre, wird satte Pariser Preise haben. Aber eben, wer günstig will, soll zu Hause bleiben, und wer Folklore will, wohl auch.

Nachteile des Fortschritts

Hinter dem Strand, gleich neben Touristentempeln und Millionärshäusern, passieren wieder Dinge, die uns unverständlich sind, in eini-

gen der Strassen wird offensichtlich schwer Opium konsumiert, junge Mafiosi schauen den weissen Menschen schnell und taxierend an, und die Prostituierten hier sind in einer Weise weggetreten, die nichts Gutes verheisst. Um sechs fällt über dem Golf von Thailand die Sonne ins Meer, und man möchte nichts ahnen von den Nachteilen des Fortschritts, dem vom Klimawandel verstörten Meer und der Kriminalität, die in dem scheinbar dauerlächelnden Land so zunimmt wie überall, das will man vergessen und sich auflösen und zurückgehen. Irgendwohin. Wo es so schön ist wie hier auf den ersten Blick. Und wo man kein Tourist ist. ○



Irgendwie weggetreten: Ladyboy im Rotlichtmilieu.

«Mein Kampf» für Franzosen

Adolf Hitler versuchte in Frankreich die Herausgabe seines eigenen Werks zu verhindern. Erfolglos: Zu viele Franzosen lasen ihn gerne, weil sie mit ihm übereinstimmten. Ein neues Buch zeigt die Popularität des «Führers» in einem anderen Licht. *Von Stefan Brändle*

Der französische Journalist und Soziologe Antoine Vitkine ist erst 32 Jahre alt, hat aber mit «Mein Kampf. Histoire d'un livre» dieser Tage eines der aufschlussreichsten Geschichtsbücher der letzten Zeit herausgebracht. Vielleicht brauchte es gerade einen frischen Blick, um herauszuarbeiten, wie sich Frankreich von Hitler verführen, blenden und schliesslich aufs Kreuz legen liess – und dies wohl gemerkt zu einer Zeit, als die französische Armee der Wehrmacht noch überlegen war.

Adolf Hitler schrieb «Mein Kampf» 1924 in der bayrischen Haftanstalt Landsberg, 1925 wurde es in Deutschland veröffentlicht, es folgten zahlreiche Auflagen. Bald erschienen auch Übersetzungen, so etwa in Italien als «Mia Battaglia» oder in England als «My Struggle». Nur an einer französischen Ausgabe war Hitler überhaupt nicht interessiert. Warum? Vermutlich, so belegt Vitkine, weil Hitler die Franzosen nicht unnötig warnen wollte. In seinem Buch bezeichnet er Frankreich als den deutschen «Todfeind», den es «niederzuschlagen» und «auszulöschen» gelte. Über weite Strecken liest sich das Buch wie der Entwurf eines Angriffs auf den westlichen Nachbarn. Jahrelang unterband Hitler daher, dass das Buch ins Französische übersetzt wurde.

Im Geheimen übersetzt

Als er im Januar 1933 die Macht ergriff und Reichskanzler wurde, schien es immer schwieriger zu werden, eine Übersetzung zu verhindern. Die Nachfrage in Frankreich war längst vorhanden. Um die Franzosen hinters Licht zu führen, inszenierte Hitler eine mehrstufige PR-Operation modernster Machart. Präventiv gewährte er dem Pariser *Matin* 1933 ein Interview, in dem er sich für einen «wirklichen Frieden mit Frankreich» aussprach; sogar die Zugehörigkeit von Elsass-Lothringen zu Frankreich billigte er. Dieses überaus reiche Gebiet hatte Deutschland 1919 abtreten müssen. Hochrangige französische Politiker fielen, wie Vitkine aufzeigt, auf Hitlers Schalmeeingang herein.

Ein Verleger namens Fernand Sorlot erkannte seinerseits die Sprengkraft von «Mein Kampf» und versuchte vom Münchner Eher-Verlag die Übersetzungsrechte zu erwerben. Doch Hitler legte erneut das Veto gegen eine französische Ausgabe ein: Sorlot liess das Werk aber im Geheimen weiter übersetzen und brachte es in seinen Nouvelles Editions Latines heraus. Vitkine vermutet dahinter eher kom-

merzielle als ideologische Absichten, denn Sorlot publizierte genauso Werke von Antirasisten wie von Antisemiten. Anders war es im Fall der Internationalen Liga gegen Antisemitismus, die rund 5000 Exemplare von «Mon Combat» finanzierte: Die Licra, wie sie sich heute abgekürzt nennt, wollte den Inhalt der Nazi-Bibel so vielen Franzosen wie möglich ins Bewusstsein bringen.

Hitler ging darauf sogar rechtlich gegen die französische Übersetzung vor. Sein Anwalt pochte 1934 vor einem Pariser Gericht auf die persönlichen Autorenrechte – die Richter gaben ihm recht und verboten das Buch.

«Mon Combat» war aber bereits gedruckt, und Sorlot setzte unter dem Ladentisch bis 1940 an die 20 000 Exemplare ab. Er warb dafür mit einem Zitat des angesehenen französischen Marschalls Hubert Lyautey: «Jeder Franzose muss dieses Buch lesen.» Der legendär gewordene Satz lässt sich auf zwei Arten lesen. Lyauteys

Familie behauptete nach dem Krieg, dieser habe vor den wahren Absichten der Nazis warnen wollen; Vitkine zeigt aber auf, warum die Aussage auch als positive Aufforderung zum Lesen verstanden werden kann. Er zitiert aus der Broschüre eines Steuerzahler-Verbandes, dem Lyautey Pate stand. Die drei zentralen

Das Buch liest sich wie der Entwurf eines Angriffs auf den westlichen Nachbarn.

Ideen des Führers seien «Krieg dem Marxismus, Krieg dem Judaismus, Krieg gegen Frankreich», heisst es darin – es folgt der Kommentar, dass der Verband «mit nahezu zwei Dritteln der Thesen einverstanden» sei. Das fehlende Drittel betreffe natürlich nur die Haltung gegenüber Frankreich, wird präzisiert.

Hitler wusste, dass etliche Franzosen für seine antisemitischen und antikommunistischen Thesen empfänglich waren, und setzte seine Medienkampagne in Paris fort. In einem Exklusivinterview fragte ihn 1936 ein bekannter Pariser Journalist, ob «Mein Kampf» nicht seine «pazifistischen Erklärungen» relativiere. Nicht doch, wiegelte der Kanzler ab: «Meine ganze Aussenpolitik ist auf die Freundschaft mit Frankreich ausgerichtet.» Um anzufügen: «Es ist doch sehr seltsam, dass Sie eine deutsche Aggression noch für möglich halten.»

1938 suchte Hitler die öffentliche Meinung in Paris zu manipulieren, indem er eine Art autorisierter Version von «Mein Kampf» herausgab. Sie hiess «Ma Doctrine», war um die frankreichfeindlichen Absätze gekürzt und enthielt dafür salbungsvolle – und neu beigelegte – Sätze wie: «Das französische und das deutsche Volk haben gleiche Rechte und dürfen sich nicht mehr als Erbfeinde betrachten, sondern müssen sich gegenseitig respektieren.» Ein Jahr später begann Hitler den Krieg, im Sommer 1940 rang er Frankreich nieder.

Verleger Sorlot wurde nach dem Krieg als *collabo* verurteilt, allerdings 1948 rehabilitiert. Während der Freistaat Bayern die Rechtsnachfolge von «Mein Kampf» angetreten hat und die Veröffentlichung in Deutschland untersagt ist, erscheint «Mon Combat» weiterhin in den Nouvelles Editions Latines. Sorlots Söhne verkaufen den 650-Seiten-Wälzer zum Stückpreis von 36 Euro. Die jährlich 3000 Käufer lesen ihn nur zur Warnung, versichert der Verlag. ○



Hitlers Doktrin: Einmarsch in Paris, 1940.

Universum des Bösen

Die Videospiel-Serie «Resident Evil» ist eine 13-jährige Erfolgsgeschichte im Kino und im Wohnzimmer. Die fünfte Folge begeistert zwar die Gamer-Gemeinde, ruft aber auch Kritiker auf den Plan, die dem Spiel Rassismus vorwerfen. *Von Marc Bodmer*



Krakenartige Schlünde: Agent Redfield kämpft gegen infizierten Hund.

Freitag, der 13. März. An diesem Tag hat das Studio Capcom mit der Veröffentlichung von «Resident Evil 5» Videospiel-Geschichte geschrieben und weltweit vier Millionen Einheiten des Titels ausgeliefert. In Grossbritannien sorgte die unter der Sonne Afrikas spielende Schauermär gemäss Fachzeitschriften für über 27 Prozent des Branchenumsatzes in der Startwoche. In Deutschland, der Schweiz und Österreich besetzt sie ebenfalls Platz eins der Verkaufshitparaden und in den USA sowieso.

Begonnen hat alles vor dreizehn Jahren, als der Game-Designer Shinji Mikami genug davon hatte, putzige Disney-Videospiele zu programmieren. «Ich wollte ein wirklich furchterregendes Game machen», soll der Japaner gesagt haben. «Nichts mit Gespenstern und solchem Schmarren, sondern mit echten Monstern, die man sehen kann, wenn sie angreifen.» Dennoch verhielt sich «Biohazard» – in unseren Breitengraden bekannt als «Resident Evil» – ähnlich wie eine Geisterbahn. Als Mitglied einer Polizeisondereinheit musste man sich seinen Weg durch ein düsteres Haus bahnen, in dem es von Zombies wimmelte. Ein erbitterter Überlebenskampf.

So etwas hatte die Gamer-Gemeinde noch nie erlebt. Endlich konnte sie wie in einem «Living Dead»-Film von George A. Romero sel-

ber wirken. Mit 2,7 Millionen verkauften Kopien legte Mikamis *Schreckmümpfeli* den Grundstein für eine bis heute erfolgreiche Franchise. Zwar bediente sich der Titel jedes erdenklichen Gruselfilmklischees, wartete aber auch mit originellen Ideen auf wie die der wehrhaften Heldin Jill. Starke Frauenfiguren gehören zur «Resident Evil»-Marke wie die Killerviren.

Vom Hanswurst zum Superkrieger

Ihren Ursprung haben diese Viren in einem Geheimlabor des Pharmamultis Umbrella. Die Firma ist auf der Suche nach einem biologischen Stoff, der aus einem Hanswurst einen Superkrieger macht. Doch das Frankenstein-Experiment missglückt, und die mit dem Tyrant-Virus Infizierten sterben, um dann als lebende Tote wiederaufzuerstehen und Menschen zu meucheln. Diese Verschwörungskomponente dürfte einen Teil zum Nimbus der «Resident Evil»-Geschichten in den USA beigetragen haben. Der umtriebige Produzent Bernd Eichinger («Das Parfum») sicherte sich die Filmrechte. Supermodel Milla Jovovich ballerte in der kämpferischen Hauptrolle bereits drei Mal um ihr Leben.

Auch wenn «Resident Evil» den Sprung auf die grosse Leinwand geschafft hat, das Herz der Franchise bleiben die Games, doch diese waren selber zu Zombies geworden und be-

durften dringend der Reanimation. Das vierte Kapitel entriss Mikami dem Genre-Dunkel, und er zerrte die Infizierten ans Licht der südspanischen Sonne. Sie wirken unscheinbar, bis man ihnen zu nahe kommt. Dann werden sie zu rasenden Furien, deren Köpfe wie reife Kürbisse platzen und wo sich stattdessen krakenartige Schlünde öffnen. Kein anderes Spiel wühlt derart auf und erreicht einen ähnlichen Grad von Beklemmung. «Resident Evil 4» erzielte einen Umsatz von über 500 Millionen Franken.

Nach dieser geglückten Wiederbelebung war es für das Produktionsteam des fünften Teils nicht einfach. Die Abwesenheit von Shinji Mikami liess das Schlimmste befürchten, doch als der erste Trailer von «Resident Evil 5» gezeigt wurde, verströmte dieser etwas Morbides. Manche Betrachter fühlten sich an die Hungerunruhen in Haiti vom Frühling 2008 erinnert. Kritiker witterten Rassismus, weil der Killervirus aus der amerikanischen Vorstadtidylle nun seinen Weg nach Afrika gefunden hatte. Parallelen zu den Konspirationstheorien um den Aids-Virus drängten sich auf. Darauf angesprochen, winkt Spiel-Koproduzent Masachika Kawata ab: «Unser Virus hat nichts mit dem Aids-Erreger zu tun. Wir machen Unterhaltung.»

Auch wenn der virale Hintergrund auf reiner Fiktion basieren soll, kulturelles Schaffen findet nicht in einem Vakuum statt, und so stossen sich viele Gamer an den Stereotypen, die in «Resident Evil 5» portiert werden: Afrika ist arm, dreckig, und seine Bewohner sind Weissen gegenüber feindselig. «Resident Evil 5» hätte eine actionlastigere Variante von John le Carrés «Constant Gardener» werden können, denn ein korrupter Pharmakonzern missbraucht das fiktive Kaff Kijuju als Testgelände für den P-Virus. Der biologische Kampfstoff soll an den meistbietenden Terroristen verhöckert werden. Davon bekommt eine amerikanische Anti-Terror-Einheit Wind und schickt die Agenten Chris Redfield und Sheva Alomar los, das Böse an der Wurzel auszurotten.

Mit «Resident Evil 5» hat das Produktionsstudio Capcom bewiesen, dass es auch ohne Zampano Mikami geht, aber die Chance verpasst, die Franchise auf ein höheres Level zu heben. Das Studio setzt auf bewährte Kost und vergessen geglaubte Stereotype. Das Gros der Gamer-Gemeinde kümmert das wenig. Ihr Fokus liegt auf der technischen Brillanz und atmosphärischen Dichte des Titels und weniger auf den vergebenen Möglichkeiten. ○

«Ich habe das perfekte Leben»

Géraldine Knie ist die ungekrönte Prinzessin, die am liebsten über heissblütige Araber regiert. Sie erzieht Pferde genauso wie Menschen, und ein Leben ausserhalb des Zirkus kann sie sich nur als Alptraum vorstellen. *Von Daniele Muscionico*

Die Schweiz besitzt keine Aristokratie, dafür den Circus Knie: unser Fürstentum auf Rädern. Was ist das für ein Gefühl, Géraldine Knie, den Titel der Schweizer Zirkusprinzessin zu tragen?

Zirkusprinzessin ist ein schöner Titel, und er macht mich stolz. Aber wir arbeiten ja für unser Publikum, und wenn ein Programm ankommt, wenn wir die Zuschauer Jahr für Jahr mit Neuem überraschen können, ist das das Schönste für uns.

Sie haben soeben eine neue Saison begonnen, worauf freuen Sie sich am meisten?

Natürlich auf meinen Sohn Ivan! Er ist jetzt sieben Jahre alt, und dass er in der Manege mit dabei ist, ist das Grösste für meinen Vater, meine Mutter und für mich. Ich bin sehr stolz auf ihn, und wenn ich ihn in der Vorstellung sehe, habe ich Schmetterlinge im Bauch. Ivan ist für mich das Highlight des Programms.

Und was fürchten Sie am meisten?

Im Zirkus ist man immer sehr positiv, man lebt von einem Tag zum nächsten. Wenn man sich fürchten würde, würde das das Publikum merken. Mein Beruf ist mein Hobby und macht mir Freude, und wer Freude hat, der fürchtet sich nicht.

Also erlauben Sie sich nicht, sich zu fürchten, als disziplinarische Massnahme sozusagen?

Vielleicht. Disziplin ist auf jeden Fall wichtig, das stimmt.

Welches ist für Sie der schwierigste Moment der Dressurnummer mit Ihren zwölf Araberhengsten?

Die Pferde sind alle noch sehr jung, dreieinhalb bis viereinhalb Jahre alt, und zum Teil sind sie das erste Mal in einer Vorstellung. In diesem Alter sind sie noch richtige Teenager, und da muss ich mich konzentrieren, dass jeder bei der Sache ist. Wenn bei einem Tier am Tag vorher etwas nicht geklappt hat, muss ich auf dasjenige Tier am Abend danach noch besser aufpassen. Ich kenne jeden Charakter auswendig. Ein Pferd kann man nicht zwingen, ich muss es leiten, ihm Vertrauen geben, ich muss ihm entgegenkommen. Nicht es mir.

Sie sind für Ihre grosse Pferdeliebe bekannt. Weshalb Pferde und nicht, zum Beispiel, Elefanten?

Das ist mir sicher in die Wiege gelegt worden. Ich habe diese Faszination für das Pferd, *das isch einfach eso*.

Was haben denn Pferde, was andere Tiere nicht haben?

Hengste sind zum Beispiel sehr stark auf eine Person bezogen. Man kann sie mit Hunden vergleichen. Ich himmle Pferde ganz einfach an, sie sind die perfekten Wesen. Das Einzige, was nicht perfekt ist, sind die Zähne. Aber die sieht man ja zum Glück nicht.

Ihr 2003 verstorbener Grossvater, Fredy Knie senior, machte sich bereits als Kind als «jüngster Schulreiter der Welt» im In- und Ausland einen Namen. Später war er ein weltweit anerkannter Pferdekennner und Pferdelehrer. Was haben Sie von ihm gelernt?

Alles. Er hatte ein grosses Einfühlungsvermögen bei Pferden und eine grosse Gabe, mir das Pferd zu erklären. Mein Vater hat das genauso, ich bewundere meinen Vater. Wenn er ein Pferd reitet, ist es nachher unerhört lernwillig. Man hat dann ein Tier unter sich, das mitmacht, das tanzt. Mein Vater ist ein Magier.

Haben Sie etwas aus dem Umgang mit Pferden gelernt, was Sie auch bei Ihrem Sohn anwenden können?

Ich gehe mit den Pferden genauso um wie mit einem Kind. Es braucht Erziehung, Disziplin und viel Liebe. Es ist Unsinn, wenn man sagt, man besteche die Tiere mit Futter. *Das isch so en Seich!* Wenn man ein Pferd schlägt und es dann füttern möchte, nimmt es das nicht an. Man muss Einfühlung haben und es dann belohnen. Tiere sind unbestechlich. Vielleicht sogar unbestechlicher als Menschen.

Ist das Reden mit Ihren Pferden genauso wichtig wie das Reden mit Ihrem Sohn?

Ich rede tatsächlich sehr viel mit meinen Tieren. Das habe ich von meinem Grossvater gelernt, er hat die Sprache entwickelt. Es ist ein Gemisch aus viel Französisch, wegen des Klangs, etwas Deutsch und einem bisschen Englisch. «En arrière» brauche ich zum Beispiel für «rückwärtslaufen». Da hört man schon im Ton den Sinn.

Und schimpfen tun Sie auf Deutsch?

Sehr oft, und sie verstehen es sofort. Ich sage: «Jetzt isch Schluss, fertig». Dann gehen die Ohren nach vorn, und sie wissen: «Jetzt hämer en Seich abloo...»

Sie stürzten letztes Jahr an der Premiere vom Pferd, als Sie die schwierige Nummer «Ungarische Post» zeigten.

Ich bin schon manchmal runtergefallen, aber nie gefährlich. Denn meine Pferde sind nicht hysterisch.

Gab es in den letzten Jahren neue Erkennt-

nisse im Verständnis von Pferden, die sich in der Dressurarbeit niedergeschlagen haben?

Ich denke schon. Wir arbeiten nach den Erkenntnissen unseres Grossvaters und versuchen, so viel Zeit wie möglich mit den Pferden zu verbringen. Ich habe ja den ganzen Tag Zeit für sie, nicht viele Pferdebesitzer haben dieses Glück. Unsere Pferde kommen mit zweieinhalb, drei Jahren zu uns, arbeiten mit uns und gehen dann, wenn sie nicht mehr auftreten, nach Rapperswil. Sie sind also das ganze Leben um uns. Ich bin ihre Schwester und ihre Familie.

Und in der Manege sind Sie das Leitpferd.

Ja, und dann wissen sie, dass sie auf mich hören müssen. Mehr oder weniger.

Kann eigentlich der bekannte kalifornische «Pferdeflüsterer» Monty Roberts, der ja immer wieder Tournéen auch durch Europa macht, etwas, was Sie nicht können?

Ich glaube nicht. Aber ich habe ihn noch nie gesehen. Auch er spricht viel mit den Pferden, das ist wohl sein Geheimnis.

Gab es als Kind oder junges Mädchen einmal den Gedanken, etwas anderes als eine Karriere im Zirkus zu machen?

Nein, nie.

Niemals?

Nie.

Und wenn Sie einen zivilen Beruf ergreifen müssten, welcher könnte es sein?

Ich habe ja ein abwechslungsreiches Leben, es fehlt mir an nichts. Ich habe das perfekte Leben. Im Winter arbeite ich in den grossen Winterzirkussen im Ausland, nächsten Winter beispielsweise im Königlichen Theater in Amsterdam. Und hier habe ich meine Pferde und meine Familie, was will ich mehr?

Einen Urlaub vielleicht?

Ja, das ist schwieriger. Wir wollen die Pferde nicht alleine lassen. Also ist entweder mein Vater bei ihnen, oder ich bin es. Und weil wir beide, mein Vater und ich, unzertrennlich sind, gehen wir halt gar nicht in den Urlaub.

Niemals?

Der letzte Urlaub liegt zwölf Jahre zurück. Da waren mein Vater und ich in den USA und haben uns Shows angesehen und Ideen für unsere neuen Programme gesammelt.

Also kein ziviler Beruf?

Er müsste mit Pferden zu tun haben.

Träumen Sie manchmal, nicht im Zirkus zu arbeiten?

Nein, das wäre dann ja ein Alptraum.



«Hengste sind zum Beispiel sehr stark auf eine Person bezogen»: Pferdedressseurin Knie, 36.

Was träumen Sie dann? Ihr Vater Fredy Knie junior sagt, dass er manchmal von Pferde- nummern träume, bevor er sie umsetzt.

Ich träume auch von Nummern, die ich mit meinen Pferden noch einstudieren möchte. Oder dann träume ich davon, was mein Vater in der Manege mit seinen Pferden macht oder was mein Grossvater gemacht hat.

Die Zirkuswelt erscheint Aussenstehenden als eine geschlossene Welt mit eigenen Regeln. Verstehen Sie diesen Eindruck?

Ich denke überhaupt nicht, dass ich in einer geschlossenen Welt lebe, im Gegenteil! Wir sind sehr offen, denn ich habe schon als Kind gelernt, mit Menschen aus verschiedenen Nationen, mit unterschiedlichen Kulturen und Religionen, zusammenzuleben. Für mich sind alle gleich. Ich denke, wenn mehr Menschen so leben würden, gäbe es keinen Krieg.

In Ihrer Welt hat die Familie einen hohen Stellenwert. Woher kommt das?

Ich denke nicht, dass das eine Besonderheit des Zirkuslebens ist. Ich hatte einfach das Glück, mich früher mit meinem Grossvater, jetzt mit meinem Vater wunderbar zu verstehen.

Aber es ist doch typisch für eine Zirkusfamilie, dass sich die Eltern Ihres Lebenspartners, Maycol Errani, dem Knie-Tross angeschlossen haben. Sie haben dafür ihren eigenen Zirkus in Italien aufgegeben.

Sicher, wenn man einmal angefressen ist, kann man nicht mehr loslassen. Das wird mir sicher auch so gehen, wer einmal unterwegs war, dem wird es zu Hause schnell langweilig. Maycol und seine zwei Brüder zeigen dieses Jahr bei uns ihre Doppel-Tanzseil-Nummer und die Jockey-Nummer. Deshalb wollten die Eltern nicht in Italien bleiben und zogen zu uns. Ohne seine drei Söhne hätte der Vater alles selber machen müssen, sogar aufbauen, abbauen – das hätte er nicht geschafft.

«China ist sehr graziös, sehr schön anzuschauen und technisch sehr stark.»

Zirkusfamilien sind meistens patriarchalisch geführt, es gibt zum Beispiel weltweit keine einzige Frau als Zirkusdirektorin ...

Das stimmt nicht, es gibt eine. Im Zirkus Benneweis in Dänemark gibt es eine.

... schade, ich wollte Sie fragen: Werden Sie, Géraldine-Katharina Knie, die erste Zirkusdirektorin der Welt sein?

Knie ist ein Familienunternehmen, und es ist klar, dass wir von der siebten Generation weitermachen werden. Aber es ist Teamwork, und es wird nicht eine Zirkusdirektorin geben.

Zum Thema Familiensinn: Was hielten Sie eigentlich davon, dass Ihr Onkel Franco mit Prinzessin Stéphanie befreundet war?

Die Prinzessin Stéphanie ist ein wunderbarer Mensch, ich mag sie sehr, aber der Rest ist Privatsache. Sie war an der Premiere in Rapperswil, denn sie liebt den Zirkus und die Menschen im Zirkus sehr, und sie setzt sich, wie schon ihr Vater, stark für ihn ein.

Hatten Sie schon einmal eine ernsthafte Beziehung mit einem Zivilisten, das heisst Nicht-Artisten?

Nein, das hat sich nie ergeben. Aber ich habe mir das nicht bewusst vorgenommen.

Die Familie hochhalten heisst auch, öffentlich nicht über familiäre Schwierigkeiten zu sprechen, zum Beispiel nicht über jene Ihres Onkels, Louis Knie senior. Nach seinem Scheitern als Besitzer und Direktor des Österreichischen National-Circus wohnt er nun wieder in Rapperswil, bei seiner Mutter. Ist das richtig?

Ja.

Wieso beteiligt er sich nicht wieder im Familienunternehmen Knie?

Wenn's nicht klappt, dann klappt's nicht.

Der Circus Knie hat in der Schweiz einen ganz besondern Status, er darf sich als Einziger «Schweizer National-Circus» nennen. Wie ist das möglich geworden?

Das hat mein Urgrossvater erreicht. Natürlich ist das etwas, worauf wir sehr stolz sind. Mein Grossvater und die Schweiz, das war eine besondere Beziehung. Die Schweiz war sein Ein und Alles. Schon nach zwei Tagen im Ausland hat ihn das Heimweh geplagt.

Die Familie Knie hatte sich ja während des Zweiten Weltkriegs mutig verhalten. 1938, Fredy war damals achtzehn und zeigte bereits Pferde, weigerte man sich anlässlich des neuen Programms zum Thema «Olympiade», unterm Chapiteau die Hakenkreuz-Fahne aufzuhängen. Dafür setzten die Nazis den Zirkus auf die schwarze Liste.

Mir geht es sehr ähnlich wie meinem Grossvater, auch ich bin stolz, Schweizerin zu sein. Und obwohl ich ja viel reise und im Ausland bin, könnte ich mir nicht vorstellen, irgendwo anders zu leben.

Sie sind seit einigen Jahren an der Regie des Programms beteiligt. Was heisst das genau?

Mein Vater ist ein offener Mensch, und wir entscheiden und besprechen alles gemeinsam. Wir besuchen die wichtigsten Festivals, in Monte Carlo oder Paris, und suchen dort nach Nummern. In den letzten Jahren haben wir viel ins Licht investiert und in unsere neue Tonanlage, wir haben an der Verpackung der Nummern gearbeitet. Man denkt immer: Ach, die Knies, das sind die, die nur Geld einnehmen. Aber wir haben wahnsinnig viele Auslagen, um unserem Publikum immer etwas Neues präsentieren zu können.

Ist Zirkus nicht ein Anachronismus? Er ist pures Handwerk, Hochleistungssport zum

Teil und hat kaum fiktive Komponenten wie zum Beispiel der Film.

Genau deswegen brauchen wir schöne Musik und gutes Licht, damit können wir das Publikum verzaubern und in eine andere, neue Welt entführen.

Und was tun Sie, um speziell Jugendliche zu erreichen, die im Cyber-Raum längst härtere Kicks gewohnt sind?

Mein Vater war schon immer sehr innovativ, in der Tierhaltung – haben Sie unsere Pferdeboxen gesehen? – und sicher auch, was das Programm und die Verpackung der Nummern betrifft. Er hat immer die neusten Kostüme gezeigt, das aktuellste Licht, die aktuellste Präsentation oder Choreografie. Die Berner Hip-Hop-Komiker Starbugs, die wir dieses Jahr eingekauft haben, sind sicher etwas, was die Jungen besonders anspricht.

Welches Land bringt eigentlich die besten Artisten hervor?

Jeder hat seine Spezialitäten. China ist sehr graziös, sehr schön anzuschauen und technisch sehr stark. Und inzwischen haben sie auch modernere Kostüme. Ich finde es immer sehr schön, eine oder zwei chinesische Nummern in einem Programm zu haben. Aus Osteuropa haben wir die jungen Artisten von Kiew, die wahnsinnig viel Ausstrahlung besitzen.

Sie sind auch ein junger Mensch, aber Sie trinken keinen Alkohol, keinen Kaffee, essen kein Fleisch, rauchen nicht. Kennen Sie denn überhaupt keine Alltagsünden?

Die hab ich schon!

Welche denn, bitte?

(Lacht) Ich trinke keinen Alkohol und keinen Kaffee, einfach, weil's mir nicht schmeckt. Auch das Rauchen schmeckt mir einfach nicht.

1996, Sie waren erst 23 Jahre alt, gewannen Sie den Goldenen Clown am Zirkusfestival in Monaco. Das ist die höchste Auszeichnung für einen Artisten. Nun sind Sie 36; Sie müssen in Ihrem Leben doch noch Ziele haben, die Sie künstlerisch erreichen wollen?

Bevor ich es getan habe, kann ich nicht darüber sprechen. Aber Sie können sicher sein, ich habe schon noch ein paar Ideen. Aber erst muss ich sie realisieren.

Der Aberglaube, ich verstehe ...

Genau.

Sie haben einen Wunsch frei für diese Saison. Welcher ist das?

Ich wünsche mir eine gesunde, unfallfreie Tournee und dass alles so gut weiterläuft wie bis jetzt.

Géraldine Katharina Knie, 36, die Tochter von Mary-José Knie und Fredy Knie jun., hatte ihr Manegendebüt mit vier Jahren. 1993 gewann sie am Zirkusfestival in Monte Carlo für ihre Pferdedarbietungen den «Goldenen Clown». Ihr Sohn, Ivan Frédéric, 7, bildet die achte Knie-Generation und steht ebenfalls mit Pony und Pferden in der Manege, seit er vier Jahre alt ist. Tourneepplan auf www.knie.ch

Weltwoche-Expertenreise Berlin



Lernen Sie mit Weltwoche-Chefredaktor Roger Köppel und weiteren Experten die unzähligen Gesichter der deutschen Hauptstadt kennen.



Berlin: Die Drehscheibe zwischen Ost und West mit einem Hang zur Exzentrik sprüht vor Leben und ist berühmt für ihren bissigen Humor – wohlbekannt als «Berliner Schnauze». Die Weltstadt strahlt vor Selbstbewusstsein und frischer Energie!

Vom 24. bis 28. September 2009.



Roger Köppel, Chefredaktor der Weltwoche, hat selbst einige Jahre in der deutschen Hauptstadt gelebt und gearbeitet. In zwei ausführlichen Referaten kommentiert und expliziert er, ganz unkompliziert, die Mechanismen der Metropole.

Die Stadt lässt sich nur schwer umschreiben. Zu häufig sind die Wechselfälle der Geschichte, zu stark die Eigendynamik dieser Metropole. Ähnlich dem Untergrund aus Sumpf und Sand, auf den sie gebaut wurde, ist die deutsche Hauptstadt konstant in Bewegung: Sieht man mal kurz weg, verändert sich alles – mal ist Berlin Hauptstadt, dann wieder nicht; mal ist die eine Hälfte Hauptstadt eines neuen Staates, die andere Frontstadt des Kalten Krieges. Als die Mauer fiel, wechselten alle die Seiten: sowohl die Eingezäunten im Osten als auch die Inselbewohner der Westseite. Plötzlich entstand Freiraum:

Gewerbehöfe und Kellerklubs – alles wurde bewohnt, bespielt, verwandelt. Berlins Dichte an Klubs, Galerien, Theaterbühnen, Restaurants,

Hotels und Geschäften ist einzigartig: Die Reise führt quer durch diesen kunterbunten, lebendigen Schmelztiigel – von der Glaskuppel des Reichstages hinab in Berlins Unterwelt und vom denkmalgeschützten City-Airport Tempelhof zu den «Wühlmäusen» im Berliner Kabarett-Theater. Ultramoderne Architektur, visionäre städtebauliche Überlegungen und eine Zeitreise durch Berlins bewegtes 20. Jahrhundert dürfen natürlich auch nicht fehlen.

Programm

- **Donnerstag, 24. September**
Stadtrundfahrt im «Zeitreisen-Shuttle» und stimmungsvolles Dinner im «Speisezimmer».
- **Freitag, 25. September**
Checkpoint Charlie und Besuch des Mauer-museums. Gespräch mit Rudi Thurow, ehemaligem DDR-Grenzpolizisten und Fluchthelfer zu Zeiten des Eisernen Vorhangs. Abendliche Unterhaltung mit Dr. Eckart von Hirschhausen im Kabarett-Theater «Die Wühlmäuse».
- **Samstag, 26. September**
Prof. Urs Kohlbrenner, ein Schweizer Stadtplaner, der das «neue» Gesicht Berlins mitgestaltet, macht dieses zum Thema. Anschliessend feinste Kost bei «Käfer» und ein paar freie Stunden für individuelle Streifzüge.
- **Sonntag, 27. September**
Durch Berlins Unterwelt führt die Gesellschaft zur Erforschung und Dokumentation unterirdischer Bauten. Ebenfalls geschichtsträchtig:

der stillgelegte Flughafen Tempelhof mit seiner neoklassizistischen Architektur.

• Montag, 28. September

Der Dipl.-Historiker Lothar Schulz führt durch «Potsdam», die ehemalige Residenzstadt Preussens und UNESCO-Weltkulturerbe. Das Rokoko-Schloss Sanssouci und die Heilandskirche stehen vor dem abendlichen Rückflug auf dem Programm.

Reisearrangement für Weltwoche-Leser:

Variante 1:

Unterbringung im 5-Stern-Hotel (Radisson Blu Hotel)
Fr. 3260.–, für Abonnenten Fr. 3050.–

Variante 2 (Programm analog, aber mit leicht anderer Abfolge):

Unterbringung im 4-Stern-Hotel (Suitehotel)
Fr. 2640.–, für Abonnenten Fr. 2470.–

(inkl. Flugtaxen von Fr. 129.50, Stand April 2009)

Detailprogramm und Anmeldeformular:
Mehr Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub.





Vorstellung des Städters vom Leben der Wilden: Schäferszene im Verzascatal von Peter Ammon.



Kein schöner Land

Von Daniele Muscionico

Bergspitzen im Nebel, Berghänge bewachsen mit üppigem Kraut; zwei Menschen versonnen lächelnd vor froh-lockigem Tier; Granitbrocken von göttlicher Hand vor die Runde gestreut. Ein Gruss aus den Anden, von den Azoren, aus Amazonien?

Falsch. Alles falsch. Erfunden und erlogen. Erdacht und ersonnen. Fantasiert und montiert. Und dabei mit bestem Wissen und Gewissen verfertigt von einem wohlmeinenden Menschen um 1950 im Verzascatal in der Schweiz.

Peter Ammon heisst der Fotograf, und was er tat, das tat er in bester Absicht. Er bereiste die Schweizer Bergtäler, um Leben und Arbeit der Bevölkerung fotografisch festzuhalten. Ihn interessierten vor allem traditionelle Betriebe und Lebensformen, wie sie nach dem Krieg in abgelegenen Gegenden noch oft anzutreffen waren. Wie zu erwarten, stiessen die Bilder auf wenig Interesse in den Medien, Fortschritt hiess das Heilsversprechen der Zeit; wer wollte sich da mit Belegen dafür vorführen lassen, dass die Schweiz nicht allüberall von der Moderne gesegnet sei?

Heute ist es um dieselben Bilder anders bestellt, sie haben unsere ganze Aufmerksamkeit, und dass sie im Historischen und Völkerkundemuseum in St. Gallen ausgestellt sind, ist hochwillkommen. Eine Menge ist aus ihnen zu lernen, heute, mit dem Wissen darum, wie ein Bild Bild wird und unser Wissen von der Welt herausbildet – im besten Fall.

Dieses Bild aus dem Verzascatal beschreibt aufs idealste, wie der Fotograf unseren Blick lenken und renken will. Denn was wir hier sehen, ist die Vorstellung des Städtlers vom Leben der Wilden in den Wäldern und im Busch.

Im Ernst: Welche Bäuerin geht mit frisch gewaschener und gestärkter Schürze auf die Alp, um dann farblich assortiert in ihrem Blütenweiss vor den Schaftieren Wolle zu spinnen? Im Ernst: Weshalb schart der Bub just in jenem Moment, als die Mutter ihm etwas mitteilen will – wieso sonst hätte sie sich ihm genähert in der weiten Weite des Hangs –, die Tiere um seine Füsse mit einem Beutel voll Salz, wenn da nicht ein Fotograf wäre, der es so will?

Peter Ammon, verstehen wir uns richtig, hat nichts falsch gemacht. Sondern genau das, was ein weiser Fotograf tun soll: Er hat Welt so arrangiert, dass sie dem Betrachter bekömmlich sei. Verständlich und nahe. Fremd, aber nicht zu fremd, vertraut, aber nicht zu vertraut. Auf dem Grat jenes Geheimnisses, das uns suggeriert, dass wir wissen, was hier geschieht. Auch wenn wir hoffnungslos falschliegen.

Konkurrenz für Oprah

Als das Ex-Model Tyra Banks eine eigene Talkshow bekam, rümpften viele die Nase. Heute drängt die junge Prominenz in ihre Sendung.



Zukunft der Talk-Träne: Sängerin Beyoncé zu Gast bei Tyra Banks (r.).

Tyra Banks — Noch vor kurzem hätte sich Levi Johnston selbstverständlich zu Oprah Winfrey auf die Couch gesetzt, um seine Sicht der Dinge darzulegen. Aber der bekannteste ledige Teenager-Vater der USA, der im Wahlkampf als Schwängerer von Sarah Palins Tochter Bristol berühmt geworden war, wählte für sein erstes Interview nicht die Talkshow-Königin, sondern ihre jüngere Konkurrentin. Tyra Banks, einst weltberühmtes Unterwäsche-Model, deren tägliche Nachmittagssendung vor allem jüngere Zuschauerinnen begeistert, wollte von dem 18-Jährigen wissen, warum um Gottes willen er und Bristol nicht verhütet hätten. Sie hätten durchaus *safe sex* gehabt,

protestierte Johnston mit schiefem Grinsen, «jedenfalls meistens». Wenige Wochen nach der Geburt von Sohn Tripp trennten sich die Palin-Tochter und der Hockeyspieler, seither darf Johnston seinen Sohn immer seltener sehen, und wenn, dann nur im Haus der Palins. Banks, die sonst eher zu forscher Frivolität als zu Rührseligkeit neigt, wandte sich Johnstons im Studio anwesender Mutter zu und schaffte in Sekunden, was bisher als Oprahs Spezialität galt: ihre Gäste mit gezieltem Mitgefühl zum Weinen zu bringen. Es sei furchtbar, schluchzte Levis Mutter, ihren Enkel nicht sehen zu dürfen, «obwohl er ein halber Johnston ist». Die Zukunft der Talk-Träne ist gesichert. (bs)

David Holmes — Nichts mag der Flight-Attendant der Southwest Airlines so wenig wie Langeweile. Und was kann öder sein, als bis zu fünf Mal täglich die Sicherheitsmassnahmen an Bord herunterzuleiern und dabei nur auf Hinterköpfe zu schauen, die sich um Schwimmwesten und Notausgänge demonstrativ foutieren? Das, hat sich Holmes gesagt, muss sich ändern. Deshalb rappt er sie jetzt, die Sicherheitsvorkehrungen, und ist so zum Helden auf der Internetplattform Youtube geworden: Die zahlreichen Videos, die entzückte Fluggäste ins Netz stellten, zeigen, wie er die Passagiere zwecks rhythmischer Untermauerung seines Sprechgesangs auffordert, mit den Füßen zu stampfen und in die Hände zu klatschen, und tatsächlich: Etwas verblüfft, aber durchaus artig tun sie, wie geheissen, selbst die Herren in der Business-Class. Holmes hat verschiedene Versionen auf Lager; das Schwierigste sei, sagt er, das Ganze gleichzeitig lustig und mit den Vorschriften übereinstimmend hinzukriegen. (bwe)

Donna Karan — Die amerikanischen Modedesigner sind verschnupft. Der Grund: First-Lady Michelle Obama trug anlässlich ihrer Europa-Tournee keine heimischen Designer. Ausser dem Massenlabel J. Crew, was das Ganze auch nicht besser machte. Dabei, so sind sich die Designer zu Hause einig in ihrem Furore,



Kleider für Michelle: Mode-Designerin Karan.

würde die Modebranche gerade in dieser schwierigen Zeit die Unterstützung der Präsidentengattin benötigen; schliesslich genügt ein einziger Auftritt von Mrs Obama in einem bestimmten Kleid, um den Namen des Designers mit einem Schlag weltberühmt zu machen oder aber die Kassen klingen zu lassen

(das Strickjäckchen von J. Crew war einen Tag nach Erscheinen der ersten Fotos ausverkauft). «Ich hoffe und glaube, dass dies nur eine Phase ist», so versuchte Donna Karan gegenüber dem Branchenblatt *Women's Wear Daily* die Wogen zu glätten und lancierte gleichzeitig eine Charmeoﬀensive: «Ich würde sie nicht nur gerne einkleiden, sondern auch als Mensch kennenlernen.» Da muss man den Designern in Übersee vielleicht doch mal sagen: Die USA mögen (noch) eine Weltmacht sein. Rein modisch gesehen indes, sind sie ein Zwerg. Ohne Einfluss, ohne Prestige. Hier geben die Europäer den Ton an. *Deal with it.* (bwe)



S-Bahn-Benutzerin: Moderatorin Havel.

Nina Havel — Nina wer? Die mediale Absenz der ehemaligen SF-Moderatorin dauert an. Nach einem Rekord-Boxenstopp bei Radio 1 im letzten Jahr strebt Nina Havels mediale Präsenz wieder gen null; vereinzelte Auftritte im Basler Fauteuil-Theater ausgeklammert. Was also tut die Berufsoptimistin, wenn sie ihr zierliches Antlitz nicht gerade in ihren Uni-Unterlagen vergräbt oder ihren Oldtimer, einen Opel Rekord 1959, poliert? Nun, sie fährt Zug. Nina wurde am Wochenende nämlich in der S 7 gesichtet – von einem Nutzer des Newsletter-Lieferanten Ron Orp. Unter der Anbändel-Rubrik «Hab dich gesehen» schreibt ein gewisser Stefan: «Stand am Samstagabend schräg gegenüber von Dir: schwarze Jacke, blonde Haare, Kapuzen-Pulli, und wünschte mir, der Zug hätte nie angehalten ... Falls Du Zeit und Lust hast, einen Kaffee mit mir trinken zu gehen, darfst Du Dich ungeniert bei mir melden.» Keine Frage, wir drücken Stefan die Daumen – dafür, dass Adrian Wichser, ZSC-Stürmer und Havels Freund, kein Ron-Orp-Abonnent ist. Und kein *Weltwoche*-Leser. (os)



Mein Süden

Jetzt, und besonders an Ostern, fahren alle wieder hin. Unser Kolumnist war bereits dort. Aber natürlich am richtigen Ort. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Como. Das Wetter war schlecht, aber man kann sagen, ein Regentag dort hat so etwas wie einen Zauber irgendwie. Ferner gab es wenig Verkehr auf den Strassen, und dann ist man bereits nach 2 Stunden 45 Minuten oder so im Hotel. (Diese Beschreibung lebt auch von der denkbar liebevollsten Betrachtung der Dinge, schon klar, aber das darf auch einmal sein, sogar in der *Weltwoche* und bei MvH, finde ich.)

Speaking of which (Hotels meine ich): «Auf kaum eine Kolumne wurde ich so häufig angesprochen wie auf die über ...», würde ich schreiben, wenn ich irgendein Kolumnist wäre. Aber als MvH kann man das nicht, weil uncool und streng genommen ein Geständnis, dass man auf andere Kolumnen nicht «so häufig» angesprochen wird (also gar nicht). Ich bekam Briefe, in denen stand, diese eine Kolumne sei enttäuschend gewesen oder meiner Schreibkunst nicht würdig bzw. treffend oder dass ich damit vermutlich Tausende Leser erfreut und Farbe in ihren Alltag gebracht hätte. Jedenfalls unterscheidet sich mein Hotel in Como («Albergo Le Due Corti») in meinen Augen von den meisten mir bekannten Viersterne-Häusern in der Schweiz, wie sich die Gegend und Ortschaften am Comersee von der Gegend und den Ortschaften im Tessin unterscheiden – es hat Stil und *facilité* (Leichtigkeit; ein Wort von Karl Lagerfeld, den ich in Paris traf vor kurzem). Zudem gibt es im Hotel grössere Zimmer respektive Suiten, höheres *interior design*-Niveau und tiefere Preise, aber das ist eigentlich klar.

Nächstes abweichendes Merkmal: Einkaufsmöglichkeiten. Mendrisio im Tessin hat Factory-Stores in diesem Fox-Town-Einkaufszentrum, Como hat die Familie Molteni beziehungsweise deren 13 Geschäfte (Tessabit oder Agrati mit Namen; kann man nicht verpassen, ähnlich wie Trudie Götz' Trois-Pommes-Läden in Zürich). Das Kleiderangebot im Tessabit an der Via Milano ist so gut, breit und tief wie das im 10 Corso Como, einem sogenannten Concept-Store in Mailand, finde ich (nur ist die Bedienung, die Brüder Molteni *themselves*, netter; weiter bekommt man einen Preisnachlass, wenn man es richtig macht, und es gibt keine Japanergruppen, die zuerst alles fotografieren). MvH, übrigens, hat eine Hose von Lanvin gekauft (ohne Bundfalten, mit engen Beinen; zurzeit die Marke, höre ich, Designer Lucas Ossendrijver sagt mir nichts, aber *artistic director* Alber Elbaz ist der *star du jour*) und ein Animal-Print-Top von Junya Watanabe (Comme des Garçons) für *the redhead* (meine Freundin). Die Finanz- und Wirtschaftskrise, so sieht es aus, ist gut für Käufer respektive die Mode – die Hose kostete nur 280 Euro (vor Mehrwertsteuer-Rückvergütung, zum Glück ist die Schweiz nicht EU-Mitglied). Und Frauenkleider sind, wie immer in schlechten Zeiten, wieder sexy, sogar die von japanischen Designern.

What else? Restaurants. Zu Mittag isst man im «Gatto Nero» in Cernobbio. Der Kellner, Vincenzo, sagt von sich, er sehe ein wenig aus wie Ben Stiller und ein wenig wie Anthony Kiedis von den Red Hot Chili Peppers, was im Grunde stimmt. Fausto, der Wirt, zeigt Fotos von sich mit Michael Douglas, Catherine Zeta-Jones oder Kylie Minogue, die schon bei ihm waren. (Zudem ein Foto, über das ich schweigen wollte: George Clooney, Matt Damon und Paola Bion, «Glanz & Gloria», SF. Aber da muss man darüberstehen als MvH.) Das Essen, nebenbei, ist gut, der Blick über den See besser, das heisst vermutlich der beste. Auf dem Zurück-in-das-Hotel-Weg nimmt man den Kaffee in der «Villa d'Este», einem Grandhotel, das wirklich *grand* ist. Alternativ fährt man mit dem Boot nach Bellagio (ab Como gibt es auch öffentliche Schiffe). Im Restaurant «Bilacus» (Tisch auf Terrasse reservieren lassen) ist der Prominentenkoeffizient niedriger als im «Gatto Nero», die Klasse der Küche aber höher. Abends empfehle ich in Como zu bleiben. Man geht in das «Sociale», ein Restaurant, das so ist, wie es heisst. Oder das «Crotto del Sergente», ein paar Kilometer vom Zentrum entfernt, die Taxifahrt aber wert (Vorsicht: sich keinen Tisch im oberen Stock geben lassen).

Für die, die diese Zeilen erst lesen, wenn sie bereits im Tessin sind: Die Fahrt nach Como ist nicht lange (und die Zeit, die man wartet in Chiasso Brogeda, nicht verloren). Am Samstag haben die meisten Geschäfte geöffnet bis 20 Uhr. Und in den Restaurants wird auch feiertags gearbeitet.

«Bester Kaviar kostet bis 16 000 Franken pro Kilo»

Peter Rebeiz, Präsident des weltweit grössten Kaviarhandelsunternehmens Caviar House & Prunier und CEO der Räucherei Balik, über die Qualität von Zuchtlachs und die Bedrohung des Beluga.



«Eine Frage des persönlichen Geschmacks»: Delikatessenhändler Rebeiz.

Herr Rebeiz, was bedeutet «Balik»?

Meines Wissens ist es türkisch und bedeutet «Fisch». In Russland steht es für «das beste Stück» und wurde mit der Zeit zum Synonym für das beste Stück vom Fisch.

Wie und wann fand der Lachs seinen Weg ins Toggenburg?

Balik wurde 1978 gegründet, vom Schauspieler und Theaterregisseur Hans Gerd Kübel. Während eines Engagements in Berlin traf er auf Israel Kaplan, den Enkel des letzten Räucherlachs-Lieferanten des russischen Zaren. Er händigte ihm persönlich das geheime Originalrezept aus.

Der Räucherprozess findet in der Schweiz statt. Weshalb?

Zu Beginn war Russland neuen Abenteuern abgeneigt. Ein grosser Qualitätsanteil ist auf die hiesige Produktions- und Verarbeitungskultur zurückzuführen. Obwohl die Anfänge russisch sind, ist Balik heute

ein ausgesprochenes Schweizer Premium-Produkt.

Wir kennen Räucherlachs vor allem zu Silvester/Neujahr. Was hat es mit der Oster-sonntagstradition auf sich?

In Skandinavien reichte man ihn schon immer an Festtagen, zu Ostern, Weihnachten und Neujahr. Eigentlich galt der Lachs nur in Mitteleuropa mehr als Neujahrprodukt. Denkt man zurück an die Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg, war Lachs ein rares Luxusprodukt, ganz anders als in der Gegenwart. Heute nennt man den Lachs ja auch «Schwein des Meeres».

Was passt zu Räucherlachs?

Standardqualitäten können mit allem Möglichen probiert werden: Zwiebeln, Zitronen, Schnittlauch, Crème fraîche. Balik-Lachs braucht bloss gute Laune und einen schönen Weisswein mit einem Schuss Pfeffer.

Und zum Trinken: Passt Wodka?

Vielleicht ein wenig stark, aber warum nicht.

Bedeutet Zuchtlachs schlechtere Qualität?

Keineswegs, vorausgesetzt, gewisse Qualitätskriterien sind erfüllt worden. Leider ist dies kaum der Fall, weshalb wir viel Zeit darauf verwenden, besten Rohfisch für unsere Produktion zu beschaffen.

Passt Lachs besser zu Zitrone oder zu Orange?

Das ist eine Frage des persönlichen Geschmacks.

Lachs ist heute ein Massenprodukt wie Prosecco oder Chardonnay. Sind Sie darüber glücklich?

Ganz und gar nicht. Hohe Quantitäten gehen meistens einher mit schlechten Qualitäten. Balik produziert im Jahr weniger als die Billigkonkurrenz in einer Woche.

Sie handeln auch mit Kaviar. Die hochgeschätzte Beluga ist stark gefährdet. Was ist zu tun?

Nicht nur die Beluga, alle Störarten stehen auf der Liste der bedrohten Tierarten der Vereinten Nationen. Es braucht limitierte Fang- und Exportquoten. Im Gegensatz zur landläufigen Meinung muss der Kaviarhandel weiterhin betrieben werden, denn ohne Geld können die Störe nicht wieder heimisch gemacht werden. Eines der Hauptprobleme ist die illegale Fischerei, speziell beim Beluga. Der Bauch eines Beluga-Weibchens kann mehr als eine Million Schweizer Franken enthalten. Übrigens sollte nicht unerwähnt bleiben, dass die Sowjetunion in Zeiten der Spitzenproduktion dreimal mehr Kaviar aus dem Kaspischen Meer konsumiert hat als der Westen!

Wie teuer ist die beste Qualität?

Kaviar kostet heute zwischen 3000 und 16 000 Franken das Kilo.

Passt Champagner oder Wodka besser zu Kaviar?

Das hängt davon ab, wie und wozu man ihn isst. Beides passt, ebenso gut wie Weisswein.

Sieverkaufen auch noch Pralinen und Truffes. Wenn Sie täglich davon essen müssten: Lachs, Kaviar oder Schokolade?

In dieser Reihenfolge klingt es doch gar nicht schlecht.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Für den maskulinen Auftritt

Von Jürg Zbinden

Alles spricht vom Schuhtick der Frauen und davon, ob sie noch richtig ticken, diese Frauen. Jede Miss Schweiz zeigt, nachdem sie in Patty Bosers Sendung «Lifestyle» den Kühlschrank geöffnet hat, die Schuhkollektion her und steht nicht nur zu ihrer Schwäche, sondern ist auch noch stolz drauf wie dereinst Imelda Marcos. Und die Männer? Die gucken betreten, nur die Sportiven und die Hip-Hopper geben sich als Sammler zu erkennen. Dabei sind Herrenschuhe mehr als blosser Running Gags oder Sneakers! Gutes altes Leder dankt es dem Gentleman, wenn er ihm ein bisschen Pflege angedeihen lässt und es am Ende gar noch liebevoll bespuckt und weichpoliert. Vielleicht entdecken Sie ja das Zen des Schuhputzens als stolzer Besitzer nachstehender Modelle:

1 — Über den Sinn oder Unsinn von Edel-Sneakers kann man streiten. Hermès oder Jil Sander haben sich aber schon mit wesentlich teureren Modellen auf den Markt getraut. Das Modell «Reggent» von Bally gibt sich hip, kostet 425 Franken und ist aus Kalbs- und aus silbernem Lammlleder gefertigt. In nationalen und internationalen Bally-Filialen.

2 — Aus Northampton kommen die feinsten englischen Herrenschuhe. Der Qualitätshersteller Church's kann auf 130 Jahre Firmengeschichte verweisen. Das petrolfarbene Wildledermodell kostet 480 Franken. Church's, Palace Arcade, Via Serlas 24, St. Moritz.

3 — Gewissermassen in den Rolls-Royce von Church's tritt, wer sich den extravaganten Schuh aus Krokodilleleder leistet. Natürlich hat solcher Luxus seinen Preis, nämlich 5500 Franken. Aber dafür ist es auch nicht irgendein Industrieleder mit Kroko-Prägung, sondern eben echtes Krokodil. Zu kaufen wiederum in St. Moritz oder ab 2. Mai im neu eröffnenden Shop von Church's, rue du Rhône 59, Genf.

4 — Zeigen Sie Zehen, und schon sind Sie ein kleiner City-Gladiator. Das Modell von Boss Black trägt den Namen «Geck», sieht aber überhaupt nicht geckig aus. Der Preis: 199 Euro. Boss Black, nur in Deutschland.

5 — Die dreifarbigigen Espadrilles «Eberto» sind aus Leder und muten fast ein wenig indianisch an. Ideal für ein lautloses Anpirschen in der Grossstadt. Die lockeren Espadrilles kosten 425 Franken und sind von Bally, Bahnhofstr. 66, Zürich.





Auto

Kein Hauch von Understatement

Der Ford Focus RS tarnt seine Stärke nicht mit edlem Design. Ein Supersportwagen, der genau so aussieht. *Von Ulf Poschardt*

Bis heute haben Beschleunigungswerte einen geradezu religiösen Aussagecharakter in Bezug auf die sportlichen Qualitäten eines Fahrzeuges, besonders in Ländern mit Tempolimits wie der Schweiz. Die Dauer eines Spurtes von null auf hundert Kilometer pro Stunde ist eine alltägliche Einheit, und so dürften jene 5,9 Sekunden, in denen der neue Ford Focus RS diesen Sprint hinlegt, beeindruckend wirken, selbst für jene, die mit ihrem Porsche Cayman oder ihrem Audi S4 sehr zufrieden sind.

Früher galt Ford als Schicksalsgefährte von Opel, die beide schlummerten, als Marken wie

Audi ihren Imagetransfer vornahmen und vom Beamtenstandard zum Art-Direktoren-Liebling wurden. Ford kriselte, dennoch gelang im letzten Jahrzehnt eine Kehrtwende. Weniger laut als bei BMW wurde der Dekonstruktivismus verbürgerlicht, und mit ihm jenes Gefühl von Abenteuer, das bei Nutzfahrzeugen sonst zu kurz kommt. Den Focus RS zum Beispiel gibt es in Quietschgrün, genannt Ultimate (eine Farbe mit Le-Mans-Geschichte), und in Technoblau. Auch Front- und Heckspoiler, ebenso wie Schweller und Heckdiffusor dürfen als Gegenentwurf zur vornehmen Zurückhaltung gelten, mit der ein Audi S4 seine Pferdestärke kommuniziert. «Athlet im Massanzug» titelt das schweizerische *Audi-Magazin* über den S4. «Athlet im Masstrainingsanzug» möchte man über den Focus RS schreiben. Dabei liegen die Leistungswerte nah beieinander: Sowohl der S4 als auch der RS verfügen über ein – jawohl – athletisches Drehmoment von 440 Newtonmeter, der S4 hat 333 PS, der RS nur 28 PS weniger. Während der S4 auf drei Liter Hubraum und sechs Zylinder zurückgreifen kann, sind es beim RS nur fünf

Zylinder und ganze 2,5 Liter. Aus diesen Zahlen lassen sich auch die verschiedenen Leistungscharakteristika ableiten. Ist der Audi S4 (einst S2) über die Jahre vornehmer und eleganter in der Leistungsentfaltung geworden, arbeitet im RS ein hochgezüchtetes Rennherz, das gerne auch laut und ein wenig überagil seine Launen ausleben darf. Giftig wie der grüne Lack beisst sich nach Meinung nahezu aller Tester der RS in den Asphalt. Die Abstimmung des Fahrwerks, tiefer gelegt und mit verbreiteter Spur, tut ihr Übriges, um auch Skeptiker zu überraschen.

Einigen Porsche-Fahrern wird der RS Mühe machen. Auch weil der Ford gar nicht so tut, als möchte er mit seinen durchaus Oberklasse tauglichen Fahrwerten und einer Spitzengeschwindigkeit von 263 km/h besonders edel erscheinen. Er sieht respektlos aus und greift von unten an – mit weisslackierten Felgen und jener Turbo-Hitzigkeit, die grosshubige Sportler nervös machen kann.

Übergewichtige werden in den engen Recaro-Schalen fluchen, die vielen RS-Logos plärren ähnlich laut wie die des Audi S4. Der Preis allerdings ist eine Sensation. Schon für 51 900 Franken (der S4 beginnt bei 77 100 Franken) bekommt man einen Supersportwagen.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Ford Focus RS

Hubraum: 2522 ccm
 Leistung: 305 PS
 Höchstgeschwindigkeit: 263 km/h
 Preis: 51 900 Franken



Gott singt

Musik im Auto kann ein grosses Erlebnis sein, wie Audi zusammen mit Bang & Olufsen beweist. Von *David Schnapp*

Am Anfang stand, heisst es, purer dänischer Unternehmer- und Ingenieursgeist. Die Hi-Fi-Schmiede B & O kaufte sich einen Audi A8 und begann, dafür ein Audiosystem zu entwickeln. Das Ergebnis führte man Audi-Chef Martin Winterkorn vor. Der war so begeistert, dass er die Neuentwicklung ins Optionenprogramm aufnahm. Es sei das beste Auto-Audiosystem aller Zeiten, behaupten manche. Das muss man gehört haben, dachten wir uns und sind eine Woche lang einen Audi A8 L W12 gefahren und haben Musik gehört.

Die Erwartungen waren hoch, und der erste Eindruck hat sie übertraffen. Wir beginnen mit dem neuen U2-Album. Vermutlich wären die Kritiken zu «No Line on the Horizon» nicht so schlecht ausgefallen, wenn die Kollegen die CD in einem Audi statt bei sich zu Hause gehört hätten. Was die B & O-Anlage leistet, ist schlicht überwältigend. Bei U2 erlebt man das ganze Klangpanorama einer hervorragenden Produktion. Wir hören sodann Mozarts «Requiem» mit einer gewaltigen Dynamik, die feinste Nuancen hervorhebt. Und bei einem Peter Fox vibriert man unter den Wellen der kräftigen Bässe mit. Das System verfügt über einen imposanten Subwoofer in der Hutablage (siehe Bild unten).

Trotz rund 1000 Watt Leistung verursacht die Anlage auch bei hoher Lautstärke keinerlei Vibrationen. Die massgeschneiderten, spritz-

gegossenen Alu-Lautsprecher sitzen in hermetischen Gehäusen, so dass einerseits fast nichts nach aussen dringt und andererseits innen nichts mitschwingt. Die vierzehn Lautsprecher, wie immer bei B & O mit Aktivtechnologie, werden einzeln angesteuert und garantieren auf jedem Platz im Auto perfekten Sound. Das lässt sich im Menü einstellen, je nachdem kann man die Klangkulisse auf den Fahrer, nach vorne oder auf den ganzen Raum fokussieren.

Ein hübsches Detail sind die versenkbaren Hochtonlinsen, die lautlos aus dem Armaturenbrett gleiten, wenn man das System einschaltet. Der Effekt ist für die Klangqualität zwar unerheblich, aber schön anzuschauen. Viel wichtiger ist, dass die Anlage mit einem Mikrofon den Geräuschpegel misst und das System entsprechend einstellt. So reagiert es auf Regen ebenso wie auf zunehmende Geschwindigkeit. Selbst bei Tempo 260 (nur auf deutschen Autobahnen) und verstärkten Abrollgeräuschen hat die Klangkulisse nichts von ihrer Brillanz und Dynamik eingebüsst. Wir müssen abschliessend sogar zum ganz grossen Vergleich ansetzen. Es war fast ein bisschen, als hätte man himmlische Chöre gehört.

B & O Advanced Sound System für Audi A8 L W12. 14 Aktivlautsprecher, 2 bewegliche akustische Linsen, über 1000 Watt, Digital Signal Processing (DSP), geschlossene Lautsprechergehäuse. Fr. 8370.– (Option), Preis Testwagen: Fr. 238 960.–. www.bang-olufsen.com, www.audi.ch



Muss man gehört haben: B & O im Audi A8.

Bündner Landadel

Von *Peter Rüedi*



Jesus ist tot, Marx ist tot – und ich fühle mich heute auch nicht ganz wohl», hat Eugène Ionesco Nietzsches berühmte-berühmte Todesanzeige für Gott parodiert.

Der *Wein-Gourmet* ist tot, *Vinum* serbelt – lassen wir das. Allerdings gerät einer, zu dessen *special interests* der Wein gehört, schon etwas ins Grübeln, wenn er zur Feier eines Concours eingeladen wird, dessen Veranstalter gar nicht mehr existiert. Gemeint ist der «Pinot Noir Cup 2008», der nun der letzte bleibt, den die Hamburger Glanz-Zeitschrift, der *Wein-Gourmet* eben, ausgerichtet hat. So liegt über der Mitteilung, dass dabei der Malanser Peter Wegelin als Sieger hervorgegangen ist, eine Art elegischer Mollklang. Aber: Mit Ranglisten ist der erfreulich proteischen und allemal auf den subjektiven Geschmacksanklang zielenden Materie Wein nicht beizukommen. Vorausgesetzt, wir verstehen sie nicht als absolutes Ranking, haben sie dennoch ihr Gutes. Und wenn es, wie in diesem Fall, die mahnende Erinnerung daran ist, dass aus der Bündner Herrschaft noch andere schöne Pinots kommen als die der Superstars Martha und Daniel Gantenbein (die sich, versteht sich, in die Niederungen eines solchen Wein-Castings gar nicht erst herablassen). Mein Name sei Wegelin, sagte sich jedenfalls der Chef des Malanser Scadenaguts, und es ist ein Name, den sich merken muss, wer ihn nicht schon längst kennt. Die jüngste Plakette an der Stalltür, die für die Malanser Blauburgunder Reserva 2006, ist keineswegs der erste Kranz für diesen konsequenten, innovativen, eigenwilligen Winzer. Sie zeichnet allerdings einen besonders überzeugenden Wein aus einem nicht ganz einfachen Jahr aus. Er ist gleichzeitig klar und komplex, mit herrlicher Frucht und mineralischem Biss, und bis sich die etwas dominante Holznote von selbst besänftigt (die Reserva ist nicht für die Ewigkeit, aber doch für ein robustes Alter gebaut), behelfen wir uns mit mehrstündigem Dekantieren. Der 2006er ist ausverkauft, die Reserva 2007 ab Mai 2009 verfügbar. Wer sich einige Bouteillen sichern will, ist gut beraten, sich schnell darum zu kümmern.

Scadenagut Peter Wegelin, Malans: Blauburgunder Reserva 2007. Fr. 29.–, ab Mai. wegelin@malanser-weine.ch

Bestseller

Belletristik

- 1 (2) Klaus Merz: Der Argentinier (*Haymon*)
- 2 (1) Martin Suter:
Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 3 (3) Daniel Glattauer:
Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 4 (4) Lukas Hartmann:
Bis ans Ende der Meere (*Diogenes*)
- 5 (6) Charlotte Roche: Feuchtgebiete (*DuMont*)
- 6 (5) Daniel Kehlmann: Ruhm (*Rowohlt*)
- 7 (7) Brian D'Amato: 2012: Das Ende aller
Zeiten (*Lübbe*)
- 8 (8) Simon Beckett: Leichenblässe (*Wunderlich*)
- 9 (–) Susanna Schwager: Das volle Leben.
Frauen über achtzig erzählen (*Wörterseh*)
- 10 (9) Sarah Kutter: Mängelexemplar (*Fischer*)

Sachbücher

- 1 (1) Largo, Beglinger: Schülerjahre (*Piper*)
- 2 (2) Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:
50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 3 (3) Eckart von Hirschhausen:
Glück kommt selten allein... (*Rowohlt*)
- 4 (4) René Zeyer:
Bank, Banker, Bankrott (*Orell Füssli*)
- 5 (5) Rhonda Byrne: Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 6 (6) Bernhard Moestl: Shaolin (*Knaur*)
- 7 (8) Rüdiger Schache: Das Geheimnis
des Herzmagneten (*Nymphenburger*)
- 8 (7) Duden: Die deutsche Rechtschreibung
(*Bibliogr. Inst. und F. A. Brockhaus*)
- 9 (–) Anna Sam: Die Leiden einer jungen
KassiererIn (*Riemann*)
- 10 (–) Wildeisen, Manz:
Lauter Lieblingsdesserts (*AT Verlag*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Media Control

Apropos: Chlor- und sinnfrei

Oft ist es erst der letzte Satz, der uns das Geheimnis eines Buches verrät. Es gibt aber auch Bücher, die hat man bereits nach dem ersten Satz gelesen. Dazu gehört «Die Wahrheit unseres Daseins» von Thomas Eichholzer aus Bettwil AG. Und das beginnt so: «Dieses Buch soll zum Nachdenken anregen und dazu dienen, die Menschen über die Wahrheit ihres Daseins und das Leben nach dem Tod aufzuklären, um dem weiteren Lebensweg einen tieferen Sinn zu geben.» Auf dieses Buch hat die Menschheit gerade noch gewartet. Findet auch der Klappentext: «Ein Buch, das alle Menschen etwas angeht.» Denn: «Sensible Menschen spüren mehr oder weniger deutlich, dass auf unserem Erdenplaneten etwas in Bewegung ist.» Im Innern geht es dann – mehr oder weniger deutlich – um Meditation, Telepathie, Chakras und Wiedergeburt. Was übrigbleibt, sind ein hoher Anspruch und 156 sinnlos auf chlorfreies Papier bedruckte Seiten. (RS)

Literatur

Rekonvaleszenz der Katze

Jürg Laederach, Ernst Halter, Silvio Huonder: drei Schweizer Autoren aus drei Generationen. Unterschiedlicher könnten auch ihre Neuerscheinungen nicht sein. Von Charles Linsmayer

Mausert sich der Mail-Verkehr zu einer literarischen Gattung? Michel Mettler meint ja und ediert eine Auswahl der «Depeschen», die ihm Jürg Laederach zwischen 2002 und 2007 gemailt hat. Ausgangspunkt war der Jazz, zu dem sich die beiden am Radio äusserten, und die Leidenschaft für alte Jazzplatten, die, auf CDs gebrannt, der Basler Autor und Saxofonist dem 21 Jahre jüngeren Aargauer Kollegen zuschickt. Und der Jazz steht denn auch im Zentrum der Mitteilungen. Gerry Mulligan *with a string section* – «nur das Weichste ist mir gut genug» – oder Joe Henderson mit dem Kelly-Trio, was «dermassen wuchtig» ist, dass man «als Bettvorleger zurückbleibt». Obwohl er auf das «Lässig-Nebensächliche» des Jazz schwört, schwärmt Laederach ebenso begeistert von Brendel und dem Alban-Berg-Quartett, von Swjatoslaw Richter und Horowitz oder von Toscanini, der bei Mozart die «Energie eines dreifachen Turboladers» entfaltet. Auch auf seinen «Filmzug» nimmt Laederach Mettler mit, und natürlich kommt auch das Schreiben aufs Tapet. Allerdings so, dass Laederach auf die eigenen Texte kaum Bezug nimmt und sich ganz auf Mettler konzentriert, der am Erstling «Die Spange» arbeitet.

«Entmettlere dich!»

«Rotier nicht. Schweig. Du hast alle Zeit der Welt», ruft er dem Debütanten zu. «Du könntest ein beliebiges Feld wählen und wärst sofort einzigartig», lobt er ihn, und wenn er vom Weg abkommt, schimpft er ihn auch schon mal «potentiellen Überanpasser», fordert resolut «entmettlere dich!» oder rät dezidiert, «nicht nur Walser», sondern «auch etwas Schmiedehammer» zu üben. Und zu all dem macht er den Neuling mit den Tücken des Literaturbetriebs und speziell mit denjenigen einer Kritikerin vertraut, die sich «Stück für Stück und mit Nullergebnis an Autoren abtherapiert».

Da manifestieren sich Frust und Verbitte- rung, zeigt sich aber auch ein Stück literarische Förderung zwischen den Generationen. Aber eine neue Gattung? Die könnte, wenn man so will, darin bestehen, dass Spontaneität gross- und Kontrolle kleingeschrieben wird und laufend eher Peinliches stehenbleibt. Der kranke Papst als «Koma in der Tiara» etwa.

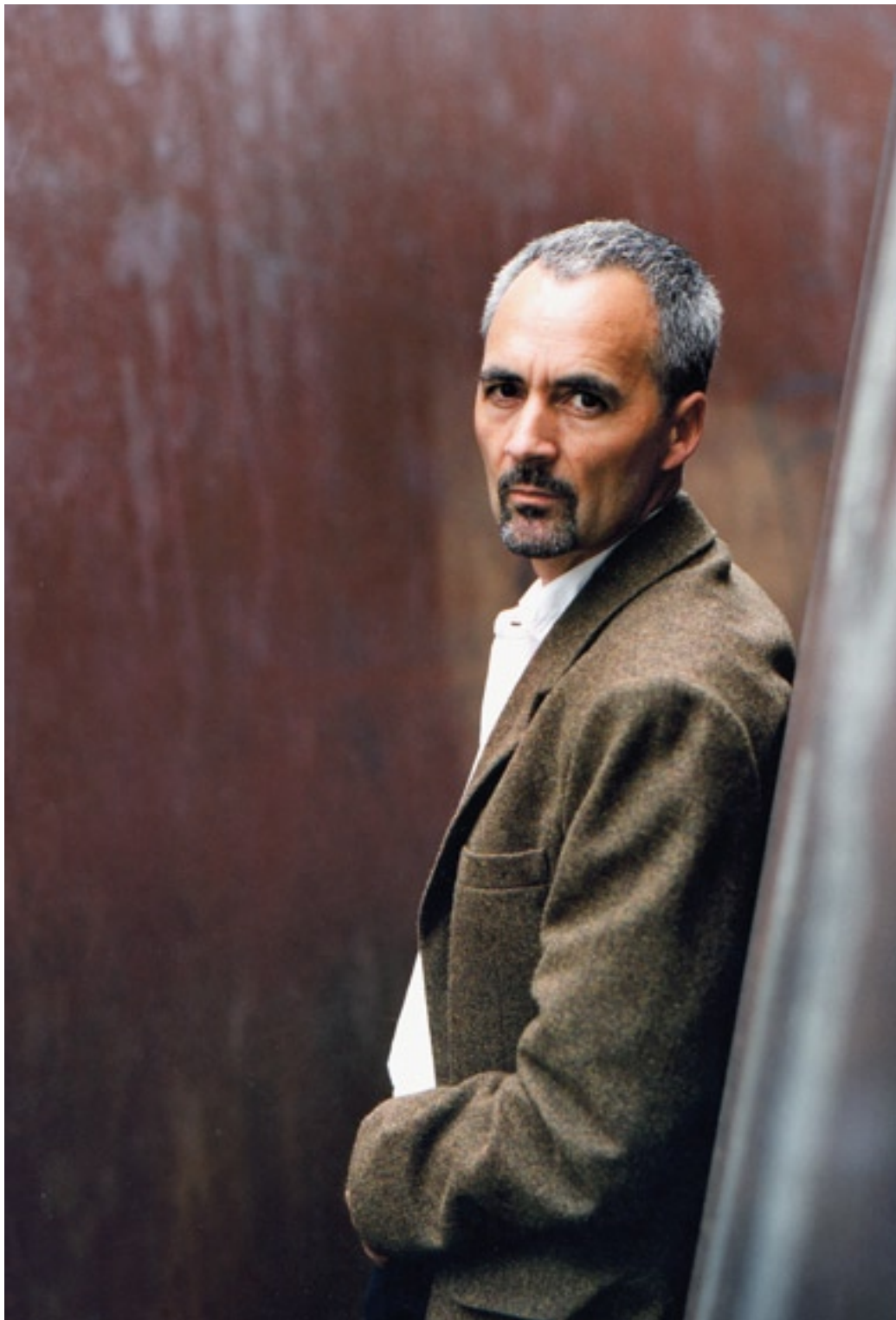
Vielleicht aber zeigt sich das Neue darin, dass das Buch ganz nahe an die Blogger- und Facebook-Szene herangerückt ist, indem es die private Alltäglichkeit auf eine für den Avant-

gardisten Laederach überraschende Weise mit thematisiert: Therapien und Arztbesuche, die Küchenrenovation und das Einkaufserlebnis bei Grossverteilern, das Für und Wider gewisser Fressbeizen und die langwierige Rekonvaleszenz einer operierten Katze. So dass sich insgesamt das Vergnügen mit einem gewissen Verdruss die Waage hält und man sich das, was Mettler an den Texten so faszinierend findet – dass «das Mahlwerk der Invention hörbar hinter den Sätzen schnauft» –, lieber etwas exzessiver und ertragreicher gewünscht hätte.

Brecht – Canetti – Tschernobyl – Seveso

Wer von Laederachs Depeschen zu Halters «Jahrhundertschnee» kommt, wechselt vom Zufälligen und Privaten zum kunstvoll komponierten, Grossangelegt-Repräsentativen. Ein ganzes Jahrhundert klemmt der 1938 geborene Autor zwischen zwei Buchdeckel. Aber nicht wie Günter Grass 1999 in «Mein Jahrhundert», wo jedes Jahr in ein Stück Rollenprosa gepackt ist, sondern indem er bestimmte Figuren immer wieder auftreten und Zeugnis ablegen lässt. Imponierend, was Halter da alles auffährt: einen Fotografen, der Szenen vom Schweizer Generalstreik 1918 bis zur Reichskristallnacht von 1938 in (brillant beschriebenen) Bildern festhält; eine Schweizer Gräfin, die den Untergang der k. u. k. Monarchie erlebt; eine deutsche literarische Gesellschaft, die satirisch den Kulturwandel vom Kaiserreich über Weimar und die Nazizeit bis zum Marsch durch die Institutionen nach 1968 spiegelt; einen Mann, der dem Inferno von Stalingrad entkam; eine Frau, die den Warschauer Aufstand überlebte; Brecht und Canetti im Gespräch; Tschernobyl und die Giftwolke von Seveso; eine Bauernfamilie von urchig bis bio, und nicht zuletzt einen Zeitkritiker, der das Jahrhundert mit der Stimme von Jean Rudolf von Salis analysiert. All das gekonnt und tadellos umgesetzt: anrührend und bewegend, wo Leid und Katastrophen zum Thema werden, melancholisch-wehmütig in den Erinnerungen an glücklichere Zeiten, originell und pffiffig, wo Satire gefragt ist.

Wobei für die Machart des Buches gerade das, was der Autor sich selbst als Mangel ankreidet – dass er «nicht dabeigewesen», sondern als «Kulturverzehrter ironischer Existenz» von ferne zusah –, die beste Voraussetzung ist. Halter hat seit 1975 nicht nur sechs Romane, sondern auch über Volksfrömmigkeit, Land-



Unbelehrbar, zum Glück: Ich-Erzähler Huonder.

schaftsgeschichte, Kreuzwege in Polen und Italiener in der Schweiz publiziert und sich so das Fundament für sein Vorhaben erarbeitet. Dass das Angelesene dennoch weniger frisch wirkt als das Selbsterlebte – der Abschied vom Vater, die Gespräche mit von Salis –, verwundert nicht und liesse sich angesichts der enzyklopädischen Fülle leicht verschmerzen, hätte das Buch nicht einen bedauerlichen Mangel: Es ignoriert 1989 und die sogenannte Wende und lässt das 20. Jahrhundert aus dem Geschichtspessimismus von J.R. von Salis heraus Revue passieren, ohne dem ermutigenden, zukunftsverheissenden Aufbruch in seinem

letzten Jahrzehnt angemessen Rechnung zu tragen.

In Berlin, wo dieser Aufbruch mit dem Mauerfall begann, spielt «Dicht am Wasser» von Silvio Huonder. Ein Roman, der, anders als die Heimkehrerstory «Adalina» von 1997, weder thematisch noch sprachlich irgendetwas mit der Schweiz zu tun hat und ganz selbstverständlich Wörter wie «bescheuert» oder «Möhren» benützt. Was der Roman erzählt, spielt an einem einzigen Tag an einem See südlich von Potsdam. Er ist nach Jule, einer Legendenfigur, benannt, die von ihrem Mann, einem Müller, unter dem Verdacht der Untreue an einem Flü-

gel der Windmühle zu Tode geschleift worden sein soll. Der Ich-Erzähler arbeitet an einem «Requiem für Jule» und streut die grausige Story in Fortsetzungen in den Roman ein – als sinnigen Kontrast zu den Beziehungsdramen, deren Zeuge er als Lehrer an der lokalen Musikschule wird. «Über Lug und Trug, über Liebe und Verrat, über Ehebruch, darüber, wie alle in einem dichten Lügennetz miteinander verstrickt sind», wolle er schreiben, sagt er einmal, aber was dabei herauskomme, sei am Ende «einfach eine kleine Chronik über die Suche nach dem Glück, das man sich vom Leben erhofft».

Schicksal in der Jauchegrube

Der neunjährige Nelson Petri ist nach der Klavierstunde nicht nach Hause gekommen. Die Polizei und das ganze Dorf suchen nach ihm, bis er spätabends lebend aus einer Fäkalgrube geborgen wird. Während die Ungewissheit über Nelsons Schicksal immer mehr steigt, lernen wir eine ganze Reihe von Menschen kennen. Die Juristin Ines, die ihre Familie verlassen hat und nach Berlin gezogen ist; deren Ex-Mann Gabriel Ballina, der sich als Alleinerzieher versucht und ein Verhältnis mit Sanna Petri, der Mutter des vermissten Jungen, angefangen hat; Sannas betrogenen Ehemann Oschi, der seine hochfliegenden Pläne zugunsten eines frustrierenden Jobs als Hafenverwalter aufgegeben hat. Wobei die nur indirekt erschliessbare Quintessenz des Ganzen es will, dass der vermisste Nelson von seinem Bruder Tom gerettet wird, während der notorische Pechvogel Oschi sich nicht zuletzt deshalb von der Autobahnbrücke stürzt, weil er fälschlicherweise annimmt, dass sich nun auch noch sein Lieblingssohn Tom von ihm losgesagt habe.

Er «überdehne das Überraschungsmoment», mäkelte 2008 die FAZ bei Huonders letztem Buch, «Wieder ein Jahr, abends am See». Nun dehnt er, unbelehrbar zum Glück, das Überraschungsmoment auf ein ganzes Buch aus und macht eine liebevoll erzählte Milieustudie so zum spannenden Krimi. Mit Figuren, die vital und authentisch wirken, in einer Landschaft, aus der das Erzählte wie selbstverständlich herauswächst, und in einer Sprache, wie sie im Alltag gesprochen werden könnte. Ein Buch jedenfalls, das, anders als die beiden andern hier besprochenen, anschaulich, glaubwürdig und unmittelbar aus dem Erzählten heraus lebt und den Leser nicht veräppeln oder belehren, sondern auf ebenso spannende wie berührende Weise einfach nur unterhalten will.

Jürg Laederach: Depeschen nach Mailand. Suhrkamp. 190 S., Fr. 31.–

Ernst Halter: Jahrhundertschnee. Versuch einer Revision. Ammann. 442 S., Fr. 39.90

Silvio Huonder: Dicht am Wasser. Roman. Nagel & Kimche. 222 S., Fr. 32.90

Willkommen und Abschied

Von Peter Rüedi

Vieles klingt nach Abschied auf dieser neuen CD von Branford Marsalis, nicht nur die beiden schönen Elegien von Pianist Joey Calderazzo, «The Blossom of Parting» und «The Last Goodbye». Die klingen wie Abenddämmerung und Sommerende, wie sich die Romantik das «Volksliedhafte» vorgestellt hat. «And Then, He Was Gone», nennt Bassist Eric Revis eine seiner Kompositionen. Und Marsalis widmet sein jüngstes Opus insgesamt nicht weniger als 28 kürzlich verstorbenen Jazz-Grössen, vom New-Orleans-Klarinettenisten Alvin Batiste bis Joe Zawinul. Im Zentrum der Scheibe steht Thelonious Monks «Rhythm-a-Ning», gefolgt von einem Monk-Memorial von Eric Revis mit dem Titel «Sphere». Ist dies also ein weiteres jener *funerals*, die wir mit dem Namen Marsalis verbinden? Noch ein letztes Goodbye for all that Jazz, der im Pantheon einer afroamerikanischen Klassizität ins Zeitlose entrückt wird? Im Gegenteil.

Branford ist nicht Wynton Marsalis, der Saxofonist war immer der freiste der Marsalis Bros., ein mit allen Phasen und Phrasen der Jazztradition vertrauter, aber unabhängiger Kopf. Die neue CD heisst «Metamorphosen», und zwar eben so: goethisch und deutsch. Das Grundgesetz alles Lebendigen ist Verwandlung, aus den unansehnlichsten Kokons schlüpfen die schönsten Schmetterlinge. Entgegen erstem Anschein ist diese Musik unfraglich heutiger Jazz. Im klassischen Quartettformat präsentiert, aber: mit welcher gelassener Inspiriertheit!

Branford Marsalis' *working group* hat in den zehn Jahren ihres Bestehens einen Grad der Integration erreicht, der alles möglich macht, sogar den Verzicht auf unablässig sprühendes Feuerwerk. In dem ihm eigenen, sehr «hölzernen» Sopransaxofon-Ton kann Branford ein ganzes Stück lang nichts singen als den Song, eine magische kleine Figur von Eric Revis, abstrakt und eingängig zugleich, und dahinter zaubert Drummer Jeff «Tain» Watts unvorhersehbar changierende perkussive Gewitterlandschaften. Und sofort. Die vier machen gerade deshalb die aufregendste Musik, weil sie niemandem mehr etwas beweisen müssen. Nicht einmal sich selbst.



Branford Marsalis Quartet:
Metamorphosen. Marsalis
Music (Universal)
0874946001106

Seelenfrost im Sommer

«Maman est chez le coiffeur» der Schweiz-Kanadierin Léa Pool zeigt eine Trennung aus Sicht der Kinder. Mitreissend. Von Wolfram Knorr



Mit den Augen der Kinder: Elise (Marianne Fortier) und Monsieur Mouche (Gabriel Arcand).

Eltern von drei Kindern, die ziemlich lange den geltenden Normen gemäss funktionieren und sich darin durchaus glücklich gefühlt haben, kippen aus ihrer Bahn, trennen sich. Das kommt vor, sogar immer öfter. Aus Sicht der Kinder sieht so was wie eine Krankheit aus: Mama und Papa ticken nicht mehr richtig, drehen durch, schlagen quer – und die Kleinen wissen nicht mehr, auf wessen Seite sie sich noch aufgehoben fühlen. Vater und Mutter haben das warme Nest zerstört und ihre Schutzbefohlenen der Kälte ausgesetzt. Besonders wenn die Mutter, immer auf Zack und seit eh und je der verlässlichste und zähste Schutz, den Bettel hinschmeisst und sich rabiät davonmacht. Auch das soll immer öfter vorkommen.

«Maman est chez le coiffeur» von Léa Pool erzählt eine solche Wahnsinnsgeschichte aus der Perspektive der fünfzehnjährigen Elise und ihrer beiden jüngeren Brüder Coco und Benoît, die sich auf die grossen Ferien freuen und jäh aus ihrer sommerlichen Idylle gerissen werden. Ihrer Mama, Journalistin und Hausfrau, kommt eine ungeheuerliche Affäre ihres Mannes mit einem Golfpartner zu Ohren, sie rastet aus, schmeisst alles hin und übernimmt den Posten einer Korrespondentin im fernen London, unter Zurücklassung der Kinder. Die gebürtige Schweizerin und Wahlkanadierin Léa Pool («The Blue Butterfly») liebt Geschichten am Rande eines Abgrunds, Konflikte zwischen

dem unerträglich falschen Leben und dem unmöglich richtigen und dem Wahn, einen dritten Weg finden zu können. In «Maman est chez le coiffeur», im Jahre 1966 in kanadischer Provinz angesiedelt, blickt sie mit den Augen der Kinder auf Eltern, deren Beziehung buchstäblich explodiert und für die Kleinen unerklärlich ist. Mitten im warmen Sommer Seelenfrost.

Elise, die glaubt, für das Desaster verantwortlich zu sein, versucht sich um ihre Brüder zu kümmern, die sich in ihre Träume verkriechen. Selbst schutzlos, sucht Elise emotionale Nähe zu einem taubstummen Fischer, während der Vater nur hilf- und ratlos bleibt. Léa Pool gelingt ein pointillistisch anmutendes, psychologisches Familienporträt. Wie die kleinen Farbtupfer in den Bildern Georges Seurats, «tupft» Léa Pool das Verhalten der Kinder zu einem mitreissenden Gesamtbild einer Familie zusammen, die sich verzweifelt gegen ihre Auflösung stemmt. Man erfährt nie konkret, was die Mutter zu ihrem radikalen Abbruchtrieb. Waren es seine homosexuellen Neigungen, oder bildete sie sich die nur ein, weil ihr Mann nicht ihr, sondern Männerklüngeln den Vorzug gab? Indem Pool einen Rest von Vagheit lässt, entsteht eine wahrhaftige Lebendigkeit, die den Blick auf die Figuren schärft.

Maman est chez le coiffeur.
Regie: Léa Pool. Kanada, 2008

Berliner Marionetten-Stadt

Stefan Herheim darf «Lohengrin» inszenieren. Daniel Barenboim macht gute Miene zum wilden Spiel. *Von Christian Berzins*

Nicht jeder Currywurst-Verkäufer ist ein Opernkennner. Aber jener «Unter den Linden» in Berlin sollte wenigstens wissen, dass «Lohengrin» zwei Pausen hat, dass bei einem Vorstellungsbeginn um 16 Uhr zwei Akte später Dutzende hungriger Opernmenschen seinen Stand belagern: Doch, Debakel, die Wiener Würste sind um 19 Uhr ausverkauft, die Currywürste fast roh. Wie soll einer da noch den dritten Akt bis 21 Uhr überstehen?

Die Wagner-Seele kocht, kocht weiterhin: Drinnen im Opernhaus nämlich, da ist der Norweger Stefan Herheim einmal mehr daran, einen Lastwagen voll Ideen über einer Oper auszukippen.

Die Staatsoper-Seelen kochten auch, weil es dieser Regisseur im Vorfeld gewagt hatte, dem Haus künstlerische Visions- und Führungslosigkeit sowie Disziplinlosigkeit vorzuwerfen: Es gehe dort nur um die grossen Namen auf dem Plakat. Sein eigener stört ihn dort nicht. Negativpropaganda von innen kann die Staatsoper dennoch schlecht brauchen. Es geht ums Überleben. Die drei Opernhäuser Berlins verkaufen zwar 800 000 Karten pro Jahr, doch 1500 Plätze bleiben jeden Abend leer. Geld fehlt sowieso. Die Fusion von Staatsoper und Deutscher Oper deutete auch Herheim als einen Ausweg an.

Vom «Lohengrin»-Vorspiel zum nächsten Eklat. Herheim wollte bereits die Ouvertüre

mit Aktion belegen, was dem eitlen Hausherrn Daniel Barenboim mächtig missfiel. Der überlegte gar, diese berühmten zehn Minuten Musik zweimal zu dirigieren: einmal bei geschlossenem Vorhang für sich und seine Fans, danach bei offenem Vorhang für den Rest der Welt. So weit kam es leider nicht: Barenboim streichelte seine Staatskapelle im Orchestergraben ins A-Dur-Glück, derweil sich oben auf der Bühne eine Marionette behutsam und belanglos aufrichtete, sich als dirigierender Richard Wagner entpuppte und alsbald entschwebte. Vorhang auf für den Ritter Lohengrin, der Elsa in Not zu Hilfe eilt, sie heiratet und ihr das Versprechen abringt, ihn nie zu fragen, wer er sei. Sie tut's doch, worauf der Sohn Parsifals entschwindet, nicht ohne Brabant einen neuen «Führer» zu hinterlassen.

Wagner à la Monty Python

«Führer»-, «Deutschland»-, «Heil»-Rufe, ein Erlösermotiv, all das fordert jeden Regisseur oft bis zur Selbstqual heraus. In Berlin sowieso. Und dann war «Lohengrin» auch noch die erste Wagner-Oper, die Adolf Hitler in seinem Leben sah. In der völlig entmythisierenden Inszenierung von Stefan Herheim spielt die Rezeption des Werks mit. Doch die deutsche Geschichte hat dieser Regisseur bereits in seinem durchdachten, aber doch sehr sinnlichen (und deswegen bejubelten) Bayreuther «Parsi-

fal» durchwandert. Im «Lohengrin» beginnt Herheim dagegen mit Adam und Eva, macht schenkelklopfend Lokalpolitik, tanzt auf mehreren Ebenen, bietet Kreuzbiederer und blickt zum Schluss dennoch kühn-ironisch in die Zukunft.

Beim Nachdenken darüber, wer in «Lohengrin» die Fäden zieht, lässt er zwischendurch alle zu Marionetten werden: Die Protagonisten führen ihre kleinen Alter Egos an der eigenen Hand. Aber was bisweilen dumm wie eine schlechte Monty-Python-Kopie aussieht, ist in Wahrheit eine perfid bestechende Idee: Marionettenzauber funktioniert nur, solange die Suggestionskraft beim Zuschauer wirkt. Einen echten Strahleritter kann nur sehen, wer an Marionetten glaubt. Und schon sind die Ebenen verstrickt – denn das Publikum hat bald dieselben Probleme wie Elsa: Soll sie den Ritter einfach so hinnehmen, nicht fragen, wer er ist? Sollen die Wagnerianer «Lohengrin» fraglos als Theaterzauber voller prächtiger Musik hinnehmen?

Aufschäumende Staatskapelle

Die Konzentration auf die Musik würde Stundender Wonneermöglichen. Daniel Barenboim gleitet von der Vorspiel-Süsse in einen Orchester-Rausch. Er treibt an, lässt die Berliner Staatskapelle aufschäumen, begleitet die Sänger zart und fein und gibt doch klar durch: Das Orchester lenkt und denkt. Dank Tenor Klaus Florian Vogt hat er einen Lohengrin der Sonderklasse: Dieser Stimme ist bisweilen eine schwerelose Süsse eigen, die an Operettensänger der vierziger Jahre erinnert (richtig geraten: an Richard Tauber). Nur ganz selten, wenn Vogt zu sehr forciert, wird sein Tenor etwas hart. Die anderen – Dorothea Röschmann (Elsa), Michaela Schuster (Ortrud), Gerd Grochowski (Telramund) und Kwangchul Youn (König Heinrich) – singen gut.

Nachdem Herheim zum Schluss den «echten» Lohengrin in die Luft hat sausen lassen, kracht kurz darauf seine Marionette vom Schnürboden. Vorbei ist's mit der versöhnlichen Magie. Schon prangt der legendäre Wagner-Ausruf «Schafft Neues, Kinder!» in den Saal. Und so manch verträumter Opernmensch nimmt sich bei der Nase, akzeptiert diese zauberlose Sicht auf den einst mystifizierten «Lohengrin», wenn auch der Jubel im Halse steckenbleibt. Mit der Oper an sich hardend, zieht er hungrig in die Nacht.

«Lohengrin»: Oper von Richard Wagner. Staatsoper Berlin. Musikalische Leitung: Daniel Barenboim, Inszenierung: Stefan Herheim. 12. April 2009, 16 Uhr

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Mittelland Zeitung*.



Verstrickte Ebenen: «Lohengrin» an der Berliner Staatsoper.

Karrierepläne

Dass sie einmal ganz berühmt sein wollte, wusste Tom Keitas Freundin schon lange. Nur für das richtige Gebiet hatte sie sich bisher noch nicht entscheiden können. «Doppelpass», Folge 20. Von Charles Lewinsky

Der Einfall war Claudia ganz plötzlich gekommen. Nicht allmählich gewachsen, sondern von einem Moment auf den andern einfach da gewesen, fertig und einleuchtend. «Natürlich», hatte sie gedacht, «warum nicht?» Das war doch haargenau, was sie schon so lang gesucht hatte.

Später einmal, in den Interviews, die sie in Gedanken schon vorbereitete, würde sie selbstverständlich erzählen, es sei schon immer ihr Traum gewesen, schon als ganz kleines Mädchen, aber das war nicht die Wahrheit. Was man in einem Interview sagte, musste nicht die Wahrheit sein. Es musste sich nur gut anhören.

Für sich selber wusste sie ganz genau, wann sie den Einfall gehabt hatte. Es war vor ein paar Wochen gewesen. Direkt nach dem Telefongespräch mit dieser Susi, der Sekretärin von Ilona Federspiel. Zuerst hatte sie ja gedacht, es ginge um einen offiziellen Anlass, ein Treffen früherer Kandidatinnen oder so etwas, aber dann hatte der Anruf gar nichts mit der Miss-Swiss-Organisation zu tun, sondern nur mit Ilonas Ferienwohnung. Den Schlüssel habe man ja nun zurückbekommen, vielen Dank, und wenn Claudia ihn mal wieder brauche, solle sie doch einfach anrufen. Ohne ein Wort der Erklärung, auf welchem Weg der Schlüssel wieder zu Ilona gelangt war.

Es war so etwas wie Spott in dieser Stimme gewesen, so wie man redet, wenn man mehr weiss, als man sagt, und das den andern auch merken lassen will, aber sie hatte – «Mit mir nicht!» – überhaupt nicht darauf reagiert, sondern war ganz cool geblieben, höflich, aber distanziert. Sie lasse Ilona noch einmal danken, hatte sie gesagt, es sei wirklich sehr nett von ihr gewesen, ihr die Wohnung zur Verfügung zu stellen, nur sei sie bei ihren vielen Verpflichtungen leider nie dazu gekommen, sie auch zu benutzen.

Als ob Tom, dieser Spinner, dort nicht einen wildfremden Mann untergebracht und dann nicht mehr vorgefunden hätte, als er ihn abholen wollte.

Sie hatte das mit ganz ruhiger Stimme gesagt, ohne auch nur einen Moment zu zögern. Sie hatte sich auch überhaupt nichts anmerken lassen, als diese Susi ihr Grüsse ausrich-



tete, sie wisse schon von wem, der gewisse Jemand sei für den Moment bei einem Freund untergebracht, und ob sie ihr die Adresse geben solle?

Es tue ihr leid, hatte sie geantwortet, immer noch total cool, aber sie habe keine Ahnung, von wem die Rede sei. Nicht die geringste Ahnung. Nein, Tom habe keinen Besuch aus seiner Heimat bekommen, überhaupt noch nie, seit er in der Schweiz war, es müsse sich wohl um ein Missverständnis handeln, vielen Dank und einen schönen Tag noch.

Vielleicht war sie deshalb auf die Idee gekommen. Weil sie es geschafft hatte, so cool zu bleiben. Das hätte nicht jede gekonnt.

Tom hatte sie nichts von dem Gespräch erzählt. Kein Wort. Es war gerade keine leichte Zeit für ihn, mit ein paar Verletzten in der Mannschaft und einem dumm verlorenen wichtigen Spiel, da musste man ihn nicht noch zusätzlich belasten. Er hatte in der letzten Zeit auch kaum noch von diesem Cousin gesprochen. Wenn es überhaupt ein Cousin war. Vielleicht, und das war bestimmt das Beste für alle Beteiligten, fing er schon an, ihn zu vergessen.

Ihre Idee, diese wunderbare Idee, war ihr gekommen, als das Telefongespräch schon zu Ende war. In ihrer Erinnerung kam es ihr vor, als ob sie minutenlang einfach nur dagestanden hätte, bewegungslos, den Hörer immer noch in der Hand. Aber es waren wohl nur Sekunden gewesen.

Dann war sie in die Küche geeilt, wo sie immer für ihre Haushaltshilfe die ausgelesenen Zeitschriften hinlegte. Aber Frau Ramires, in ihrem Übereifer, hatte das Altpapier schon

wieder für die Abfuhr bereitgemacht, und so musste sie im Keller drei Zeitungsbündel aufschneiden, bis sie endlich die *Tele* der letzten Woche wieder fand. Sie hatte den Artikel damals ohne besonderes Interesse überflogen, weil sie ihn nicht auf sich bezogen hatte. Aber jetzt...

Wenn man es recht überlegte – warum eigentlich nicht? Warum nicht sie?

Das Schweizer Fernsehen, hatte da gestanden, bereite für den Montagabend eine neue Spielshow vor. Man sei daran, hatte die Pressestelle mitgeteilt, dafür ein eigenständiges, typisch schweizerisches Konzept zu entwickeln. Die pfannenfertigen Formate, die man in den letzten Jahren eingekauft habe, funktionierten zwar, sogar sehr gut, sagte die Pressestelle, aber der eine oder andere Zuschauer habe sie eben vielleicht doch schon auf einem anderen Kanal gesehen. Über den Inhalt der neuen Sendung wolle die zuständige Redaktion noch nichts verraten, liess die Pressestelle weiter verlauten, aber die Auswahl des Moderators oder der Moderatorin laufe bereits auf Hochtouren. «Wir suchen ein neues, unverbrauchtes Gesicht», wurde Guido Kräpelin, der Redaktionsleiter, zitiert. «Jemand mit hohen Sympathiewerten, der gleichzeitig über ein hohes Mass an Souveränität verfügt.»

«Genau», dachte Claudia.

Na schön, sie hatte so etwas bisher noch nie gemacht. Aber unendlich schwer konnte der Job auch wieder nicht sein. Gut aussehen musste man dafür. Check. Sympathisch sein. Check. Und souverän. Das war es ja überhaupt, was sie auf die Idee gebracht hatte. «Nein, Tom



hat nie Besuch aus seinem Heimatdorf bekommen. Es muss sich um eine Verwechslung handeln. Vielen Dank und einen schönen Tag noch.» Souveräner ging's doch gar nicht.

Und überhaupt: Das war doch keine Kunst, so ein paar Fragen von einem Zettel abzulesen. Da hatte sie schon viel Schwierigeres geschafft. Bei der Miss-Swiss-Wahl damals hatte sie ihre Periode gehabt, das volle Programm, Bauchkrämpfe und alles. Und war strahlend im Badeanzug über den Laufsteg defiliert, ohne dass ihr jemand etwas angemerkt hätte. Das war souverän! Und sie war auch die Einzige gewesen, die immer ganz genau gewusst hatte, welche Kamera in Aktion war.

Sie stellte sich vor einen ihrer vielen Spiegel, lächelte ihr bestes Lächeln und fragte: «Wie heisst der höchste Berg der Schweiz?» Und beim nächsten Spiegel: «Von hundert Männern gehen wie viele fremd?» Super sah das aus. Und wenn man mal nicht weiterwusste, hatte man immer noch diesen Knopf im Ohr, damit die Redaktion einem einsagen konnte.

Nicht, dass sie das brauchen würde. Sie fiel nicht aus der Rolle. Nie. Und genau darin, das war ihr während des Telefongesprächs mit dieser Susi schlagartig klargeworden, genau darin lag ihr besonderes Talent. Sie war genau das, was diese Fernsehleute suchten. Die wussten das bloss noch nicht.

Nun war ihr natürlich klar, sie war ja nicht naiv, dass man sich um so einen Job nicht einfach bewerben konnte. Nicht, wenn man eine echte Chance haben wollte. Wer fragen muss, das war die wichtigste Regel im Business, hat immer schon verloren. Man musste gefragt

werden. Der Einfall musste von jemand anderem kommen. Es kam nur darauf an, den Richtigen dafür zu finden. Oder die Richtige.

Fast hätte sie sich gleich am Anfang alles vermasselt, weil sie, als sie bei der *SI* anrief, «Frau Süssholzer» sagte statt «Frau Holzer». Aber sie kriegte gerade noch die Kurve, ohne dass die Klatschreporterin etwas bemerkte. «Nein, ich habe leider keine interessanten Neuigkeiten für Sie», hatte sie gesagt. «Da ist bei Tom mehr los, mit diesem wichtigen Spiel in zwei Wochen. Aber um einen Rat möchte ich Sie bitten. In einer ganz privaten Angelegenheit. Ich wusste nicht, zu wem ich sonst so viel Vertrauen haben könnte.»

Natürlich hatte Klara Holzer den Köder geschluckt. Nichts machte sie glücklicher, als wenn sie die Promis, die sie interviewte, auch zu ihren Freunden zählen konnte. Man liess sie gern in diesem Glauben. Über Freunde schreibt man schliesslich nur nette Dinge.

Sie trafen sich, weil es einer der ersten warmen Tage war, zu einem Spaziergang im Park. Klara Holzer brachte Kurt Schädler mit, ihren unvermeidlichen Fotografen. «Ja, ich weiss, es ist privat. Aber vielleicht ergibt sich doch eine kleine Notiz daraus. Man weiss ja nie.»

Claudia wehrte sich nur pro forma. Sie hatte damit gerechnet und war extra noch einmal in ihrer Lieblingsboutique gewesen. Ein ganz einfaches Frühjahrmäntelchen, aber sehr eng geschnitten, und so kurz, dass es auch etwas zu fotografieren gab. Man fror zwar ein bisschen an die Beine, aber das musste man sich ja nicht anmerken lassen. Heidi Klum hatte mal bei Minustemperaturen in einem Bikini am

Strand gelegen und trotzdem gelächelt. Der Fotograf knipste denn auch eifrig.

«Man hat mich angefragt», sagte Claudia mit ihrem hilflosesten Gesicht, «und ich weiss wirklich nicht, wie sie auf mich gekommen sind. Ich meine: Ich kann doch so etwas überhaupt nicht. Ich wollte ja gleich absagen, aber dann habe ich mir überlegt: Frag doch erst die Klara. Stört es Sie, wenn ich Klara sage?»

Nein, es störte Klara nicht. Sie war, auch nach so vielen Jahren in dem Beruf, immer noch das geborene Groupie.

So fing es an. Genau so, wie Claudia es geplant hatte.

Klara Holzer fand die Idee gleich auf Anhieb gar nicht so schlecht, fand sie immer besser, je mehr Claudia ihr versicherte, sie fühle sich für so eine anspruchsvolle Aufgabe völlig ungeeignet, und fand sie schliesslich so gut, dass sie felsenfest davon überzeugt war, sie selber gehabt zu haben. In ihrer nächsten Klatschspalte schrieb sie deshalb eine kleine Notiz darüber, dass eine gewisse Fast-Miss-Swiss, verlobt mit einem prominenten Fussballer, für eine neue Aufgabe im Schweizer Fernsehen im Gespräch sei. Sie leitete diese Meldung, wie es ihre neckische Art war, mit der Formulierung ein: «Ein kleines Vögelchen hat mir zugetragen ...»

Im Internet wurde Cassandra, von der niemand wusste, wer sich hinter dem Pseudonym verbarg, schon deutlicher. Sie nannte Ross und Reiter, oder in diesem Fall Moderatorin und Redaktor, und jeder, der beim Surfen auf ihrem Blog gelandet war, musste glauben, Claudias neue Aufgabe sei beschlossene Sache und ihr erster Auftritt werde schon in den nächsten Wochen über den Sender gehen.

Guido Kräpelin, der zuständige Redaktor, war über das Gerücht aus mehreren Gründen nicht glücklich. Erstens, weil ihm für ein neues Quiz noch jede Idee fehlte. Zweitens, weil er sich für die Moderation eine ungewöhnliche, alle Grenzen sprengende Persönlichkeit vorstellte, nicht gerade Pipilotti Rist, aber ganz bestimmt nicht so ein Lärchen aus der dritten Reihe der Cervelatprominenz. Aber vor allem, weil man in der Programmdirektion jetzt vielleicht meinte, er habe ohne Genehmigung mit der Presse geredet, ein Vergehen, das einem im verschwigenheitsbesessenen Schweizer Fernsehen glatt die Stelle kosten konnte.

«Etwas steht fest», sagte er deshalb bei einem abendlichen Glas Rotwein zu seinem Freund Hubert. «Diese Claudia kommt als Moderatorin schon mal gar nicht in Frage!»

Folge 21 des Fortsetzungsromans in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle bisherigen Folgen für Abonnenten auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Oui auf dem Eiffelturm

Die Büroangestellte Pamela Düscher, 26, und der Autoglaser Tobias Hügli, 28, heiraten im Juni im Basler Münster.

Pamela: Ich bin eher zurückhaltend, und darum hatte ich lange Zeit nur wenig Kollegen. Auch damit ich mit der Aussenwelt in Kontakt kam, stürzte ich mich von einer Beziehung gleich in die nächste. Dann war ich wieder allein und entdeckte das Partyleben: Aber dort findet man keine seriösen Männer.

Tobias: Meine beiden letzten Freundinnen waren beide untreu. Von da an warf ich alle Frauen in einen Topf und rächte mich ein wenig, indem ich schnelle Abenteuer suchte. Das hat auch prima geklappt. Bereits nach wenigen Stunden ging es mit den meisten ohne Umschweife zur Sache.

Pamela: Er war ein Filou.

Tobias: Wir kannten uns vom Sehen her schon länger, Pams Vater und ich sind zusammen in der Feuerwehr. Eine gute Freundin warnte mich von Anfang an: «Pass auf, die ist nicht so wie die anderen.»

Pamela: Ich dachte, der sieht so gut aus. Aber er ist ein wenig klein.

Tobias: Sie dachte, ich sei eine Schuhnummer zu gross für sie. Auf einem Fest unterhielten wir uns dann das erste Mal ausführlicher. Mein Vater war gestorben, und meine Mutter lag im Spital. Pam tröstete mich und war sehr nett. Wir verstanden uns überhaupt sehr gut und merkten, dass wir gemeinsame Bekannte hatten sowie ähnliche Hobbys: die Basler Fasnacht, den FCB und alles, was mit Walt Disney zusammenhängt.

Pamela: Ich gab ihm meine Handynummer trotzdem nicht. Ich dachte: Wenn er will, kennt er genügend Leute, um mich ausfindig zu machen: Er rief nicht an.

Tobias: Wir sahen uns an einem Beachvolleyball-Turnier wieder. Alle anderen begrüsst sie mit Küsschen. Mir rief sie ein hässiges «Hallo» zu. Am Abend auf der Party gab es ein anderes Mädchen, das sehr interessiert war an mir. Das machte Pam eifersüchtig.

Pamela: Falsch! Ich dachte ehrlich, das sei deine ältere Schwester.

Tobias: Auf jeden Fall forderte ich Pam am Abend zu einem Tanz auf. Danach gab sie mir ein flüchtiges Küsschen auf den Mund. Ich wusste, dass alles, was folgen würde, schwerwiegende Konsequenzen, sprich eine feste Beziehung, zur Folge haben würde. Die Vorstel-



«Wir haben ähnliche Hobbys»: Brautpaar Düscher und Hügli.

lung ängstigte mich nicht. Da wusste ich, dass sie mir sehr, sehr gut gefiel.

Pamela: Meinen Körper zeige ich erst, wenn ich dem anderen vertrauen kann. Tobias liess mir so viel Zeit, wie ich brauchte. Da war mir klar, dass er ernsthafte Absichten hegte. Heute sind wir in jeder Beziehung glücklich. Und ich bin frivoler unterwegs als er.

Tobias: Den Heiratsantrag machte ich ihr acht Monate später, mitten in der Nacht auf dem Eiffelturm in Paris. Ich war ziemlich nervös. Zuvor hielt ich bei Pamelas Vater um die Hand seiner Tochter an.

Pamela: Meinen Wunschring hat Tobias heimlich gekauft: Es ist eine Kreation, bei der das Wort «oui» in Weissgold gearbeitet ist und das i-Tüpfchen aus einem Brillanten besteht.

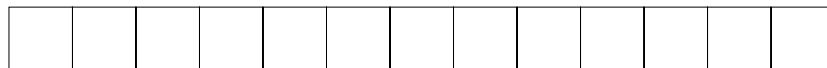
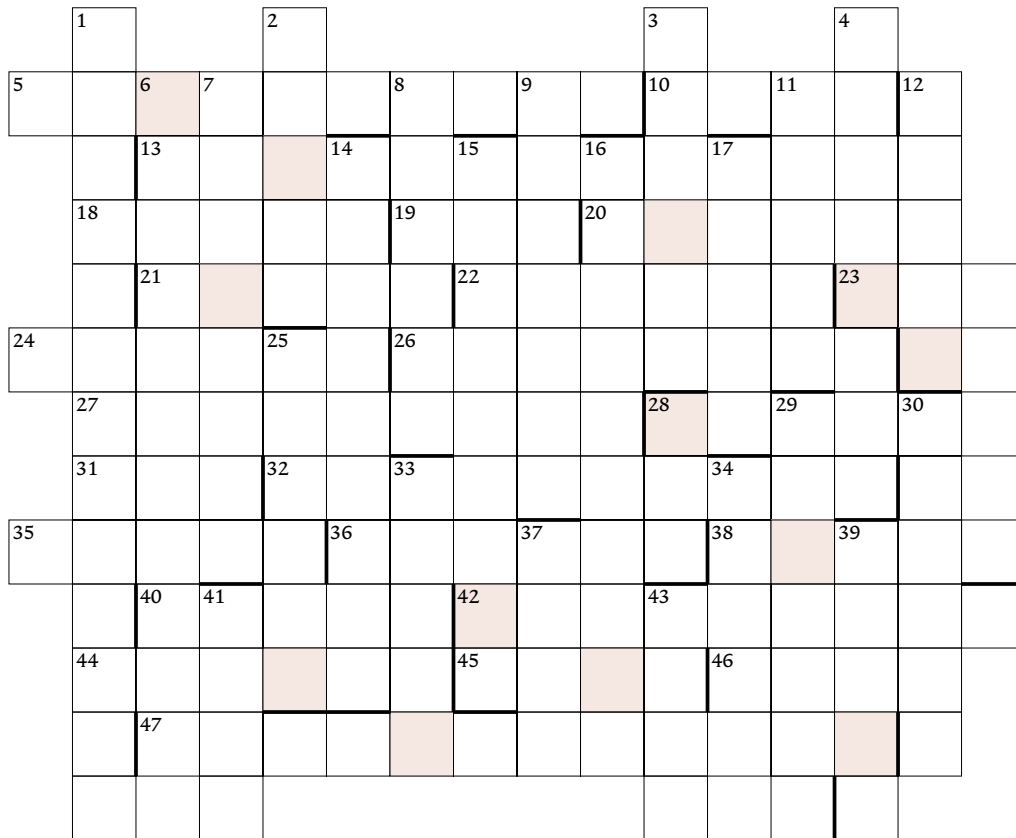
Tobias: Mein Plan, den Antrag in der dritten Etage des Eiffelturms zu machen, scheiterte leider, weil dieses Stockwerk in der Nacht früher geschlossen wird. Also musste ich mit dem zweiten Stockwerk vorliebnehmen. Es gab viele Zuschauer, die applaudierten, als ich vor

Pamela auf die Knie ging. Kurz nachdem sie ja gesagt hatte, begannen die tausend Lichter am Eiffelturm zu flackern.

Pamela: Es war wunderschön. Am nächsten Tag rief ich Verwandte und Bekannte an, um ihnen die freudige Nachricht mitzuteilen. Manchmal provoziert ein grosses Liebesglück jene, die es noch nicht gefunden oder wieder verloren haben. Hauptsache ist aber, dass sich meine Mutter und meine Schwester sehr freuten und sich auch an der Planung des Festes beteiligten.

Tobias: Wir heiraten zwar erst in drei Monaten im Basler Münster, aber es ist bereits alles perfekt organisiert. Unser Motto lautet: Walt Disney. Wir liessen einen ganzen Container mit Micky-Maus-Material aus den USA kommen: Tischkarten, Ringkissen, Körbe, Figuren. Sogar die Blumen lassen wir in der Form von Micky-Maus-Köpfen stecken.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.

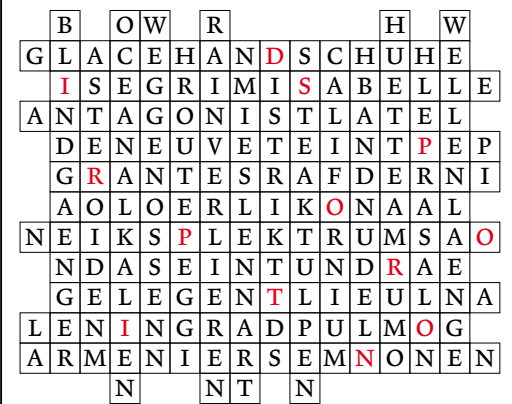
**Lösungswort** — Joker im Wechselpoker

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 Magere Schiedsrichterintervention bei Darmgrippe. 10 Der Iran hat sich in den Bezirk Konolfingen gemischt. 13 Selten eingelegt in der Krebschaltung. 18 File mit Legedatum. 19 Drusenschnaps macht Briten unehrlich. 20 Wo von vielen Ägyptern ein Nasser See verdammt wurde. 21 Hausfraueninselbaum. 22 Aidass Kuschvolk. 23 Reziprokes Tun des Delinquenten. 24 Originale Primatengebäckgewächs des Prinzchens. 26 Megaschiff im Pleistozän. 27 Camp für Kicker auf Bikes. 28 Ambitiöse Stütze in Schräglage. 31 Dieser Situation fehlt der zweite Gewinner zum Doppelsieg. 32 Womit die Lederikone eine Kordel oder Kleine malt. 35 Ertanzte sich als 17-jährige ABBAs Krone. 36 Dafür schiessen Trios übers Ziel hinaus. 38 Englische Wohnungen haben etwas auffallend Reizvolles. 40 Abteilung für Kunstseide in Warenhäusern ($y=i$). 42 Zwischen Rauchfang und intensiver Aufmerksamkeit. 44 Geht als graues Inselpulver feste Verbindungen ein. 45 Lässt mit Wut im Haus die Kirsche kühn und dreist werden. 46 Man findet ihn und Ramsch in Eichen. 47 Setzt man sich in den ersten Teil kann es zum zweiten führen.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Was pflanzlich im Boden steckt ist nur halb zu potenzieren. 2 Der pädagogische Imperativ (v. h.). 3 Wie und was Felsengebiete meistens sind. 4 Worauf man beim Passivrauchen lieber verzichten möchte. 6 Adams Gattin hat beim Dampfen zunächst ein Wörtchen mitzureden. 7 Wohlgerückte Floskel. 8 Der Gaulkopf ist nicht mit dem Wolf unter Wölfen zu verwechseln. 9 Der Serienbahnweltmeister residiert nicht in Näfels. 11 21 Quadratmeter grosse Diabetikerinsel. 12 Jesu-gesellschaftsboss in Freundesmund. 14 Früher war in seinem Wohnzimmer alles Roger. 15 Einstieg in Fallerslebens dritte Strophe. 16 Sozialkritisches Matternmöbel. 17 Haben viele Schweizer gesagt. 25 Muskuläre Abgespanntheit des Sonnengottes. 28 Monsieur hat viel Weibliches. 29 Wie Franzosen etwas wieder holen. 30 Alter Ru- und Rassenhund. 33 Riechbarer Gefahrenindikator. 34 Deswegen veraltet. 37 Schriftart am Neuenburgersee (v. h.). 39 Fidels Ende steht in den Sternen. 41 Es ist das Sicherste in der Kirche. 43 Fadenlos werden Shrimps zum Hirsch.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 111

Waagrecht — 7 GLACEHANDSCHUHE 11 ISEGRIM (Wolf in der Fabel, in «Weise grimmig») 14 ISABELLE (= die Keusche; Nebenform v. Elisabeth) 18 ANTAGONIST (Gegenspieler-Muskel) 19 LATEL (letal = tödlich) 20 DENEUVE (Catherine, frz. Schauspielerin; = frz. «v. Neuem») 22 TEINT 23 PEP (Schwung) 24 GRANT (Ulysses (= Odysseus) S., US-Präsident † 1885) 26 ESRA (v. h. arse = engl. Arsch) 27 FDERNI (ergibt «friend» = engl. Freund) 28 AOL (America Online) 29 OERLIKON (Offene Rennbahn) 31 AAL (...borg, dän. Stadt) 32 NEIKS (Ski, norweg. Stadt) 33 PLEKTRUM (Zupfplättchen f. Saiteninstrumente) 35 SAO (= portug. heilig; ... Paulo) 36 DASEIN (da sein) 37 TUNDRA 38 GELEGEN 39 TLEE (eilt) 40 ULNA (= med. Elle = frz. sie) 41 LENINGRAD 42 PULMO (= med. Lunge) 43 ARMENIER («Die vierzig Tage des Musa Dagh») 44 SEMNONEN

Senkrecht — 1 BLINDGAENGER 2 OCEAN (Filme «...s 11/12/13») 3 WEGGENOSSEN 4 RAIN (= engl. Regen; ...farn) 5 HUETTE («Onkel Toms ...») 6 WELLENLAENGE («die gleiche ... haben») 8 ASTEROIDEN (A-Steroide(n)) 9 DISTRIKT (Di strikt) 10 CALIFORNIUM 12 ROUTE (...nplaner) 13 MIES (in «Dummies») 15 STEAK 16 BANDNUDELN 17 LEPRA (= Aussatz) 21 VERLIEREN (rote Laterne = Letzter der Tabelle) 25 ALKALIEN (Alk-Alien; Basen) 30 LENNART (... Johansson; eh. FIFA-Präsident) 31 AMRUM (am Rum) 33 PEGGI (Peggy March, US-Sängerin) 34 TULPEN («... aus Amsterdam») 35 SALON (Coiffeur...; Auto...) 39 TDS (Abk. f. «Tour de Suisse»)


Lösungswort — DISPROPORTION

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering



Breguet
Depuis 1775



**“Ein Dandy spaziert auf den
Boulevards (...), so lange er will,
bis ihm seine wachsame Breguet
die Mittagszeit zu Ohren bringt.”**

Alexander Pushkin, “Eugen Onegin”, 1829



Classique Drehendes Doppel-Tourbillon - Breguet, der Erfinder des Tourbillons

www.breguet.com

Montres Breguet SA, 1344 L'Abbaye (Vallée de Joux), Tel. 021 841 90 90

PARIS - CANNES - GENÈVE - WIEN - LONDON - NEW YORK - LOS ANGELES - DUBAI - MOSKAU - SINGAPUR - TOKYO - SEOUL